

# THEOLOGISCHES

## Katholische Monatsschrift

Begründet von Wilhelm Schamoni · Herausgegeben von Johannes Bökmann

Jahrgang 26, Nr. 5

Mai 1996

### INHALT

#### Wilhelm Schamoni

Die Gaben des Heiligen Geistes – Gottesfurcht..... 170

#### Christa Meves

Vom Sinn des Leidens – Lebenshilfe durch Hiob..... 172

#### Erik von Kuehnelt-Leddihn

Eros, Ehe und der Christ – Die Liebe zwischen den Geschlechtern –... 179

### ZEIT-ZEICHEN

#### Dr. Joseph Overath

Petrusamt und Kölner Pastoralgespräch..... 185

Kölner Priesterkreis ..... 192

#### P. Lothar Groppe S. J.

Der Papst, die Nazis und die Juden – Geschichtsfälschung ohne Ende. 193

Gnadenhafte Hellsicht (Konnersreuth) – Buchbesprechung..... 198

#### Walter Hoeres

Fortes fortuna adiuvat – Johannes Bökmann zum 70. Geburtstag..... 199

### KIRCHENSPLITTER

Dieses war der erste Streich ... „Geschwisterliche“ „Gotteslob“-Revision (von Michael Bothe)..... 208

#### Walter Hoeres

Stilisten..... 209

Umwege..... 211

Aus Zuschriften an den Herausgeber..... 213

### BUCHBESPRECHUNGEN

Anstiftung zum Akzeptieren des Christlichen (E. Mederlet)..... 216

#### Johannes Bökmann

Die Kehrseite der Medaille (Meves/Dillon)..... 217

#### Walter Hoeres

Viele Söhne..... 219

#### Johannes Bökmann

Um das Heilige Maßopfer (Max Schenk) – Buchbesprechung..... 222

Wie Gold geläutert im Feuer (Karl Leisner)..... 222

#### Wolfgang Kuppe

Bernhard Lichtenberg..... 223

WILHELM SCHAMONI

### Die Gaben des Heiligen Geistes Gottesfurcht

Diese Darlegungen sollen dazu dienen, daß die Gabe Gottes erkannt wird und die Seele unter die Herrschaft des Heiligen Geistes kommt, damit Er durch Seine Gaben jederzeit ungehindert und erfolgreich nach Seinem Wohlgefallen in ihr schalten und walten kann. Insbesondere wollen wir versuchen, das leise, kaum wahrnehmbare Beginnen des Heiligen Geistes richtig zu erkennen, damit wir Ihm keinen Widerstand entgegenzusetzen, sondern in immer größerer Hingegenheit Ihm großherzig, demütig, treu und beharrlich folgen. Er führt uns dann von Stufe zu Stufe, von Gabe zu Gabe, von der niederen zur höheren und höchsten. Obwohl wir von einer einzigen siebenfachen Gabe sprechen können, weil es keine gibt, wenn wir das Siebengeschenk wie ein Spektrum uns zerlegt denken, welche für sich allein sich auswirkte und nicht zugleich alle anderen einschloße, so ist doch das Vorherrschen der einen Gabe vor der anderen so deutlich für die einzelnen Wegstrecken unseres Weges zu Gott, daß wir gut daran tun, diesen Weg von Gabe zu Gabe betend und betrachtend zu durchschreiten.

Die höchste der Gaben ist die Weisheit, der Anfang der Weisheit aber ist die Furcht des Herrn. Um was für eine Furcht es sich handelt bei der Furcht Gottes, kann man am besten am Beispiel des Heilandes sehen. Denn Isaias sagt voraus, was Er selbst in der Synagoge zu Nazareth als erfüllt erklärt: „Er wird erfüllt sein von der Furcht des Herrn.“ Seine Furcht kann nichts Niedriges gewesen sein, nichts von Angst vor Gott, die aus der Sünde stammt. Denn Christus konnte für sich in Seiner Unsündlichkeit eine Abwendung von Gott nicht befürchten, es ist dies eine selbstverständliche Folgerung aus der unauflösbaren Verbindung Seiner beiden Naturen.

Aber in Seiner menschlichen Natur mußte Er tiefer als jedes andere Geschöpf erschauern vor der unendlichen Größe und Heilig-

### Dank

Nun schon im sechzehnten Jahr haben Sie, verehrte liebe Leser, auf unseren Spendenaufruf hin zahlreich und vielfach sehr großzügig Spendenbeträge überwiesen. Ich danke Ihnen allen insgesamt und jedem einzelnen von Herzen. Unabgeschwächt ermöglichen Sie uns, weiter diesen Dienst an Glaube, Orientierung und Kirche, in verwirrter Zeit, zu tun. Diese andauernde Unterstützung kann man auch als „Abstimmung mit dem Zahlschein“ bezeichnen. So setzen wir unsere Arbeit, getragen und begleitet auch vom Gebet, unverdrossen fort.

In guter Verbundenheit

Ihr Johannes Bökmann

keit Gottes. Christus ist als Mensch der Chorfürher der heiligen Engel geworden und der seligen Menschen, die in liebender Ehrfurcht erbebend ihr „Heilig, Heilig, Heilig“ dem Allheiligen singen. Das Wesen der Furcht Gottes ist diese Ehrfurcht in Liebe, welche in alle Ewigkeit bleibt: Ehrfurcht vor der Majestät und der Heiligkeit Gottes, und Haß gegen die Sünde, weil Gott der Sündenhasser ist.

Für uns irdische Menschen freilich ist die Furcht Gottes gepaart mit dem Wissen darum, daß wir von unserer Schwachheit alles befürchten müssen, aber auch von der Hoffnung getragen, daß wir von der Güte Gottes alles erwarten dürfen. Diese Gabe durchdringt uns mit der Erkenntnis, daß der Mensch aus sich nichts ist und kann, daß, wer zu stehen glaubt, zusehe, daß er nicht falle, daß das Heil nicht des Laufenden ist, sondern des Sich erbarmenden Gottes, daß nur, wer ausharrt bis ans Ende, gekrönt wird. Wenn der Heilige Geist uns einführt in die großen Wahrheiten über die Gnade, dann tut Er es nicht, um uns zu ängstigen und zu quälen. Angst vor der Hölle mag bei einer Bekehrung mithelfen, dort ist sie heilsam. Sie genügt aber niemals, um uns zu Gott zu bringen.

Die Furcht Gottes soll unsern Stolz, dieses zwar nicht ausgesprochene, aber im Herzen verbreitete Selbstvertrauen, als ob wir Gott nicht nötig hätten, diese unsere praktische, nicht theoretische Selbstzuversicht, als ob wir Seine Aufforderungen zum Beten überhören könnten, vernichten. Diese Gabe drückt uns nur nieder, um uns zu erheben zu dem größten Vertrauen auf Gott, der unser Heil will, uns unaussprechlich liebt und nur eines sucht, bereite Herzen, und sie Sich bereitet, um sie mit Seiner Gnade heimzusuchen. Darum reißt der Heilige Geist im Menschen den Abgrund seines Nichts auf und läßt den Schauernden hineinschauen und ihn seine Ohnmacht erleben, aber nur damit der unendlich größere Abgrund der Erbarmungen Gottes ihn ausfüllen soll. So ist die Furcht Gottes etwas Heiliges, Erhebendes, Belebendes. Sie ist keine Angst vor Gott, keine quälende Erinnerung an begangene Sünden, sondern sie befreit den Menschen von sich, von dem, was einmal gewesen ist und nur zu leicht wieder werden kann. Sie treibt den Menschen Gott in die Arme. Sie befreit den Gefesselten und führt ihn aus dem Gefängnis seiner Enge, seines Kleinglaubens, seiner Verzagtheit und Trägheit, seiner Schwachheit und Armseligkeit in die Freiheit der Kinder Gottes.

Die Furcht Gottes ist eine erleuchtende Furcht. Wie die Strahlen der aufgehenden Sonne die nächtlichen Nebel zerreißen, so durchbricht der Geist der Gottesfurcht die bequemen Vorstellungen, die unsere Selbstliebe sich von Gott machte, mit denen wir uns einnebeln, z. B. als ob wir Gott endlos immer weiter auf uns warten lassen könnten. Er sei ja so gut, es würde schon alles gut gehen, als ob wir mit unserer Zeit machen könnten, was wir wollen, als ob wir keine Rechenschaft zu geben hätten von jeder Stunde, die zwar dahingeht und verrinnt, aber angerechnet wird, als ob wir keine Gaben von Gott erhalten hätten, die Aufgaben bedeuten und über die wir zur Verantwortung gezogen werden, wo wir schon über jedes unnütze Wort gerichtet werden.

Die Gottesfurcht vertreibt die Menschenfurcht, den Versuch, den wir immer wieder unternehmen, zwei Herren zu dienen, Gott und der Welt, und wobei wir unsere Seele verlieren. Wenn der Geist der Gottesfurcht wirkt, dann spürt es die Seele, wie hilflos sie ist, ihr letztes Ziel zu erreichen. Wenn der Gedanke an Gott uns nicht mehr losläßt, in allem an- und durchklingt, wenn die Sorge, ob wir vor Seiner Heiligkeit auch bestehen können, uns nicht zur Ruhe kommen läßt, wenn wir immer klarer sehen, daß unser ewiges Heil nur durch eine immer größere Hingabe an Gott gesichert ist, wenn das Gefühl für die Verantwortung, die wir für die Seelen der Anvertrauten haben, immer lebhafter und drängender wird, wenn die Freuden an den geschaffenen Dingen das peinliche Gefühl ihrer Leere zurücklassen und es ein auskostendes, wilentliches Ruhen in irgendeinem Genuß nicht mehr gibt, weil ständig das Bewußtsein uns stört, daß Gott etwas anderes von uns erwartet, wenn der leise Zug unseres Herzens zu Gott uns hinzieht,

dann zeigt die Unruhe unserer Seele, daß der Heilige Geist am Werke ist. Von ihm kommt es, wenn wir diese erfahrungsmäßige, nicht aus dem Katechismus gelernte Kenntnis unserer Schwachheit bekommen und dadurch demütig gemacht werden, wenn Gott immer größer und die Dinge immer unbedeutender werden.

Dann können wir nichts Besseres tun, als hinzuhorchen auf den inneren Meister und von Ihm uns führen zu lassen, voll Ehrfurcht, aber ohne Angst, ganz demütig, aber freudig in der Hoffnung, großherzig, niemals klein von Gott denkend, alles von Ihm erwartend, das Höchste, was es gibt, das Heil unserer Seele, und eifern für das Schönste, was es gibt, die Rettung der Seelen.

Aus: Wilhelm Schamoni, *Die Gaben des Heiligen Geistes, Schöningh, Paderborn, 2 1954 (S. 23–27)*

CHRISTA MEVES

### Vom Sinn des Leidens – Lebenshilfe durch Hiob

*Gibt es heute in unserer friedlichen Zeit und der wirtschaftlichen Hochblüte der Bundesrepublik überhaupt noch Leid? Wenn man sich das Getriebe eines bunten Straßenbildes mit seinen vielen gutgekleideten, heiter-geschäftigen Menschen anschaut, mag es so scheinen, als seien zumindest sehr viele darunter, die unbeschwert zufrieden sind. Aber die Wirklichkeit sieht anders aus.*

„Was soll mir da der Pastor“ sagte eine Frau, die nach einem mißglückten Selbstmordversuch den Gemeindepfarrer an ihrem Bett sitzend vorfand. „Ich habe meine beiden Söhne verloren. Sie waren Bluter, und sie wurden durch Bluttransfusionen mit Aids infiziert. Mein Mann starb danach vom Kummer zerbrochen am Herzinfarkt. Seitdem will ich mit Religion nichts mehr zu tun haben. Gottes Barmherzigkeit, die Kraft des Gebetes, Gerechtigkeit – das sind doch alles Phrasen. Mein Unglück ist schlimmer als alles ringsumher. Das Leben ist ohne Sinn, und für mich gibt es eben keinen Ausweg.“

• Diese verzweifelten Worte – wie versehbar sind sie! Die Frage nach dem Sinn des Leids und die Klage über die Härte eines als unangemessen empfundenen Schicksals wird nicht erst von den Menschen unserer Zeit gestellt. Sie ist eine der brennendsten Fragen des Menschen zu allen Zeiten gewesen, und viel Abkehr von Religion ist nicht erst heute, sondern auch früher schon am Erfahren eines harten Geschicks vollzogen worden.

Auch die Wartelisten der Seelenärzte werden immer länger: Die Zahl der Hilfesuchenden wird immer größer und ist kaum zu bewältigen. Und wenn solche Bedürftigen ihren Helfern gegenüber sitzen, so fällt sehr oft der anklagende Satz: „Warum habe denn ausgerechnet *ich* dieses viele Unglück, warum muß *ich* dieses Übermaß von Leid tragen, womit habe *ich* das verdient? Man sieht doch, wie vielen Menschen es gut geht, vielen bestimmt, die viel schlechter sind als ich und die doch heiter, gesund und glücklich sind. Warum gibt es diese Ungerechtigkeit in der Welt?“

Diese Anklage enthält zunächst einmal eine Täuschung, nämlich die, man könnte aus dem äußeren Verhalten von anderen Menschen schließen, sie seien nicht in Not. Menschen, die zuhören können, so daß Leidende sich vor ihnen aufschließen und ihre Sorgen zur Sprache bringen, können gerade die entgegengesetzte Erfahrung machen: Es gibt kaum irgend jemanden, der nicht in irgendeiner Form in Not ist: Denn selbst bei den heiteren Lebenskünstlern gleicht die Leidenslosigkeit bei näherem Hinsehen häufig einem Tanz auf dem Vulkan, ist Identifikation mit einer brüchigen Fassade, deren Instabilität bei zusätzlicher Belastung nur allzu rasch zu leidvoller Lebenskrise zu werden droht. Viele Menschen heute verdrängen ihre Lebensnot oder schirmen sie ab, indem sie sich betäuben oder sich ablenken durch Fernsehen und andere Zerstreuungen.

• Der Preis solcher Verdrängungen ist groß: Der Mensch wird stumpf und gleichgültig, und seine innerseelische Entwicklung stagniert. Die Verdrängung, so wissen wir seit Freud, ist grundsätzlich keine Lösung der Lebensprobleme. Sie harren als immer drängender werdende, als schwelende Unruheherde in der menschlichen Seele und warten darauf, ins Bewußtsein genommen zu werden. Schaut man also genau hin und hinter die Fassaden, so kehrt sich die Frage geradezu ins Gegenteil: Wo ist eigentlich *keine* Not – und wie werden wir mit ihr fertig?

Nun, manche der Nöte, unter denen Menschen heute leiden, lassen sich beheben. Es gibt Medikamente gegen Schmerzen, Operationen und Behandlungen gegen Krankheiten, finanzielle Unterstützung staatlicher, kirchlicher oder privater Art in Fällen der Bedürftigkeit. Es gibt die Möglichkeit zu beruflicher und häuslicher Veränderung, wenn die Verhältnisse der einzelnen unertragbar erscheinen. Eine optimistische Grundregel des US-Psychologen H. D. Thoreaux lautet: „Es gibt keine Lebensweise, der man nicht entrinnen könnte. Untersuchen Sie Ihre eigene genau! Wenn Sie Ihnen nicht gefällt, dann ändern Sie sie!“

Manche Mutlosigkeit, manche als Sackgasse erscheinende Situation mag sich auf diese Weise beseitigen lassen. Der Appell an die eigene Tatkraft, an die Bereitschaft, sich an dem eigenen Zopf aus dem Sumpf zu ziehen, kann in der Tat hilfreich sein; aber gewiß nicht in allen Fällen. Oft erweist es sich z. B. als eine Täuschung, daß das Unglück durch die *äußere* Situation hervorgerufen wurde. Es entzündete sich nur im äußeren Bereich, wurde dort lediglich zur Wirklichkeit. Im Grunde entstanden die Schwierigkeiten auf dem Boden eigener innerer Unausgeglichenheiten, Charakterfehler und Konflikte. Nun mag es vielleicht in solchen Fällen für den einen oder anderen möglich werden, auch seinen Charakter zu ändern – mit dem Mut zur Einsicht, durch fachmännische Hilfe oder durch die Liebe eines anderen. Aber es gibt auch Fälle, in denen das nicht möglich ist. Ebenso gibt es unheilbare Krankheiten und unvollkommene Zustände in der Gesellschaft, die sich auch mit größter Anstrengung und dem besten Können nicht abstellen lassen. Und es gibt das hart und grausam zuschlagende Schicksal – wie im Fall der verwaisten Familienmutter am Anfang dieses Artikels. Es gibt Situationen, in denen „nichts mehr zu machen“ ist – denen der Mensch ausgeliefert ist.

• Deshalb können wir auch heute – trotz aller Medizin, aller Technik, aller sozialen Organisiertheit – nicht die Frage fortretuschieren: Wie werde ich mit unabänderlicher Not fertig? Muß ich an ihr verzweifeln und allem Glauben an einen guten Sinn des Lebens abschwören? Diesen Weg – den in die Verzweiflung zu gehen – ist eine uralte Versuchung des Menschen. Im Buch Hiob spricht der Teufel spottend und im Wissen um die Anfechtbarkeit des Menschen durch schweres Schicksal zu Gott: „Meinst du, daß Hiob umsonst Gott fürchtet? Hast du doch ihn, sein Haus und alles, was er tat, ringsum verwahrt. Du hast das Werk seiner Hände gesegnet, und sein Gut hat sich ausgebreitet im Lande. Aber recke deine Hand aus und taste an alles, was er hat: Was gibt's – er wird dir ins Angesicht absagen!“

Und als Hiob aufgrund dieser zynischen Behauptung auf die Probe gestellt wird, ohne daß die teuflische Prognose sich bewahrheitet, verstärkt der Teufel in einem erneuten Streitgespräch mit Gott seine Bedingungen: „Alles, was ein Mann hat, läßt er für sein Leben. Aber recke deine Hand aus und taste sein Gebein und Fleisch an, was gilt's – er wird dir ins Angesicht absagen!“

– Eine solche „teuflische Stimme“, die Versuchung, angesichts großen Unglücks das Vertrauen zu Gott fortzuwerfen wie einen geliebten Edelstein, der sich als unecht und wertlos erwiesen hat, gibt es unter uns gewiß auch heute jeden Tag. Und deshalb ist die Geschichte Hiobs und die Antwort, die er von Gott bekommt, für uns noch immer hochaktuell.

Wie Hiob wird es vielen Menschen der Gegenwart auf ihrem Leidensweg ergehen: Hiob nämlich bleibt zunächst ganz unerschütterlich in seinem Glauben. Als er alle seine Habe und alle seine Kin-

der verloren hat, leidet er zwar hart, aber er bleibt standhaft in seiner Treue zu Gott. Er sagt: „Ich bin nackt von meiner Mutter Leib gekommen, nackt werde ich wieder dahinfahren. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ – Und auch, nachdem er „von der Fußsohle bis zum Scheitel mit bösen Schwären“ heimgesucht worden ist und selbst seine Frau durch das Unglück aufgehört hat, an Gott zu glauben, spricht er standhaft: „Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollen das Böse nicht auch annehmen?“

• Aber heute wie damals bewahrheitet sich gegenüber der Not das Wort des Volksmundes: „Die Länge trägt die Last.“ Nach sieben Tagen und sieben – wie angedeutet wird – schlaflosen Nächten, in denen der Schmerz unerträglich wütete, hält Hiob den Schmerz nicht mehr klaglos aus. Dabei ist es sicher angemessen, diese „sieben Tage“ nicht allzu realistisch als eine Woche anzusehen. Die Zahl Sieben deutet mythologisch immer auf eine dramatische Steigerung, auf einen Höhepunkt vor einer Wandlung und Wendung hin. Nach sieben solchen Tagen also werden aus den Klagen immer härtere, immer bitterere, immer verzweifeltere Anklagen gegen Gott. Und zwar leidet Hiob jetzt nicht allein unter der grausamen Krankheit, sondern zusätzlich unter seinen sogenannten „Freunden“, die sein Klagen nicht verstehen, die es ihm nicht zubilligen wollen als einen nur allzu menschlichen Ausdruck seiner Not, sondern die selbstgerecht die Krankheit als eine Strafe Gottes ansehen und ihn zu Einkehr und Buße zwingen wollen.

Die Qual Hiobs ist also dreifach, wie es auch in den allermeisten Fällen heute geschieht, ganz gleich ob Menschen in körperliche, seelische oder materielle Not geraten sind; sie sind von schrecklichem Unglück befallen, sie empfinden sich als von Gott verlassen und ungerecht behandelt und müssen dazu noch das mangelnde Verständnis, die klammheimliche Schadenfreude und die Herabwürdigung durch die Menschen in ihrer Umgebung erdulden, so daß ihre Not auf diese Weise ins Unerträgliche gesteigert wird.

• Aber trotz dieser überzeitlichen realistischen Darstellung ist die Situation damit sicher nicht vollständig ausgedeutet. Hiobs Leid ist nicht nur als eine äußere Schicksalsnot zu verstehen, sondern als ein meist unter äußeren Lebensschwierigkeiten entstehender innerer Prozeß, der sich in Terzinen von Leiden vollzieht. Die seelische Kraft wird in einem solchen Vorgang immer stärker reduziert, die Entwicklung schreitet nicht mehr vorwärts, sondern stagniert und drängt in einen Kulminationspunkt der Veränderungsnot hinein. Die Stadien des Leids sind zusätzlich belastet durch die vier Anschuldiger, die auf der sog. Subjektstufe nach C. G. Jung keineswegs nur taktlose „Freunde“ allein sind, sondern lassen sich auch als Hiobs eigene Gewissenskrupel und zernagenden Gedanken verstehen.

Tiefenpsychologen erleben es in der Praxis nur allzu häufig, daß Menschen sich angesichts von schicksalhafterm Unglück mit einer Batterie von Schuldgefühlen beladen und schließlich in die Gefahr geraten, von ihnen gänzlich zerstört, ja erstickt zu werden: Durch solche sinnlosen und übertriebenen Schuldgefühle kann der positive Prozeß, nämlich die Möglichkeit, an seinem Leid zu erstarren und sich gerade durch die Krise zu wandeln, gelähmt und damit gefährdet werden. Hiob wird zum Vorbild dadurch, daß er den unrealistischen, aufgebauchten Schuldgefühlen widersteht und sich aktiv gegen sie zur Wehr setzt. Und die Tatsache, daß Gott selbst am Schluß der Geschichte die Freunde verurteilt, zeigt deutlich, daß eine masochistische Haltung als schöpfungs-feindlich, ja, als bekämpfungswürdig gekennzeichnet wird.

Das soll nicht heißen, daß die Bibel hier das Phänomen der Schuld verkleinern will – sie macht uns in anderen Geschichten in der vielfältigsten Weise deutlich, wie sehr der Mensch, besonders durch Eigenmächtigkeiten, in schwere Treulosigkeit gegen Gott, in Abgetrenntheit von ihm und damit also in schwere existentielle Schuld geraten kann, die der Einsicht und Umkehr, eben der Buße bedarf, – aber hier, in der Hiobsgeschichte, wird uns die Erkenntnis

vermittelt, daß es auch unberechtigte, falsche und damit zerstörerische Schuldgefühle gibt. Sie bedeuten Mißbrauch des grundsätzlich entwicklungsfördernden Sinns der Einsicht in Schuld. Unberechtigte Schuldgefühle aber sind Ausdruck einer destruktiven Leidenssucht des Menschen, die nicht im Dienst der Schöpfung steht und damit Gott keineswegs wohlgefällig ist. Deshalb spricht Gott zu einem der Freunde: „Mein Zorn ist gegen dich und deine beiden Freunde entbrannt, weil ihr über mich nicht die Wahrheit gesprochen habt.“

● Am fündigsten aber in der Geschichte von Hiob wird man in bezug auf die tiefenpsychologische Deutungsmöglichkeit und die Antwort Gottes aus dem Wetter, in der sehr viel mehr enthalten ist als eine Demonstration der Herrlichkeit des Herrn und ein Erkennen seiner Übermächtigkeit durch Hiob; denn diese Antwort Gottes macht es Hiob möglich, Gott weiter zu vertrauen, ja, die Anklage gegen Gott als unberechtigt zu erkennen und zurückzunehmen. Denn Hiob sagt am Schluß: „Ich habe unweise geredet, was mir zu hoch ist und ich nicht verstehe... Aber nun hat mein Auge dich gesehen!“ – Das heißt, Hiob hat durch die Antwort Gottes eine Erkenntnis gewonnen, die es ihm möglich macht, sein Schicksal anzunehmen, ohne weiterhin mit Gott zu hadern. Wenn das möglich ist, so muß es von uns von brennendem Interesse sein zu erfahren, wie diese Antwort aussieht.

– Das Erstaunliche ist nun, daß in dieser sehr langen Rede Gottes „aus dem Wetter“ in herrlichen Bildern von der Schöpfung gesprochen wird. Diese Rede ist bei genauerem Hinsehen keineswegs eine realistische Darstellung von Naturvorgängen auf der Erde allein, sondern in bildhafter Weise Sinndeutung der Schöpfung, Bekenntnis zu einer gezielten Aktion, dem „Ratschluß“ Gottes. Diese tiefen umfänglichen Erklärungen über das Wesen der Schöpfung machen dem hadernden Hiob einerseits sein Unvermögen zum Urteil und damit das Ungerechtfertigte seiner Klage deutlich; sie geben andererseits Auskunft über das Wesen der Schöpfung: Sie ist im innersten Kern ein Gegenwerk gegen das Chaos, gegen die Dominanz der ungestalteten Materie. Das Chaos ist aber nicht beseitigt, es ist nur gebannt; der Sinn der lebendigen Geschöpfe besteht in fortwährenden, ja gesteigerten Bannungsprozessen gegen das Ungestaltete, gegen die tote Materie schlechthin. Hierin kann, ja sollte jeder Mensch Gottes Knecht sein, ja er ist es bereits, indem er als ein gestaltetes Wesen in dieses Leben hineingeboren wird. Deshalb ist der „Sinn des Lebens“ bereits erfüllt, wenn wir dieses Leben durchstehen, ohne zu verzweifeln, ohne „Gott abzuschwören“. Denn damit ist unser Leben ein Körnchen Sand im Deich Gottes gegen das Nichts, gegen das Ur-Tohuwabohu.

● Die Frage nach dem Sinn des Leids wird aber vor allem beantwortet, indem Gott zu Hiob über Tiersymbole spricht. Sie enthalten die Erkenntnis, daß Schöpfung einerseits klare lebendige Form ist, daß sie aber andererseits ihre Geschöpfe frei läßt. In der Freiheit liegt ihre Chance, aber auch ihre Gefahr. Denn das Freigelassenwerden hat zur Folge, daß die Geschöpfe mit den Mächten der Finsternis konfrontiert werden und ihnen verfallen können. Das Leid ist eine Folge solcher Kämpfe und daher, wie bereits am Anfang in den Worten Satans angedeutet wurde, immer eine Prüfung, eine Versuchung, eine Probe, die Gott den Menschen nicht ersparen kann. Denn Gott will Menschen als Mitarbeiter an seiner Schöpfung. Wenn Schöpfung verstanden wird als ein im Menschen sich immer neu ereignender Bewußtwerdungs- und Unterscheidungsprozeß, so muß sich in seinem Leben immer wieder ein Ringen des Geistes mit der Chaosmacht vollziehen.

Der Auftrag des Menschen besteht darin, das von Gott dem Chaos Abgerungene und zur Gestalt Gebrachte zu erhalten, Ja, schöpfergleich schöpferisch mitzugestalten. „Schöpferisch wohnt der Mensch“, hat Novalis gesagt. Künstlertum bedeutet deshalb in sich allerhöchste Sinnerfüllung des Lebens.

Der Sinn des Lebens ist danach allemal Kampf und Arbeit für Gott und seine Schöpfung, bedeutet unerschrockene Standfestigkeit, Entschiedenheit gegen Unterschiedslosigkeit, bedeutet Über-

windung des gestaltlosen Chaos durch wertende Formung. Nicht Anklage ist da am Platz, sondern immerwährende Wachsamkeit, um „Hochmut“ und „Gottlosigkeit“ zu bekämpfen, wobei Gott die zusätzliche Empfehlung gibt, daß dem Menschen „seine rechte Hand helfen kann“. Die rechte Hand, Symbol der Tatkraft und des gesunden Menschenverstandes, soll es dem Menschen erleichtern, die richtigen Unterscheidungen zu vollziehen (denn völlig klare Urteilsfähigkeit ist ihm ja nicht gegeben) und soll ihm konstruktive Gestaltungsvorgänge ermöglichen.

● Danach vermittelt Gott dem Hiob einen besonders tiefen Einblick in seine Schöpfung, und zwar, indem er ihm die Ungeheuer „Behemoth“ und „Leviathan“ vorstellt.

„Siehe da den Behemoth, den ich neben dir gemacht habe, er frißt Gras wie ein Ochse. Siehe, seine Kraft ist in seinen Lenden und sein Vermögen in den Sehnen seines Bauches... Er ist der Anfang der Wege Gottes, der ihn gemacht hat, der gab ihm sein Schwert... Er liegt gern im Schatten, im Rohr und im Schlamm verborgen. Das Gebüsch bedeckt ihn mit seinem Schatten, und die Bachweiden umgeben ihn. Siehe, er schluckt in sich den Strom und achtet's nicht groß; läßt sich dünken, er wolle den Jordan mit seinem Munde ausschöpfen. Fängt man ihn wohl vor seinen Augen und durchbohrt ihm mit Stricken seine Nase?“ (Hiob 40,15-24)

Nein, das ist unmöglich für den schwachen Menschen, sagt Gott; denn Behemoth ist der *Anfang der Wege Gottes*. Worum kann es sich bei diesem Urbild also handeln? Tiefenpsychologische Symbollehre kann hier helfen.

Behemoth ist das Sinnbild des Nahrungstriebes und der Sexualität! Behemoth ist in sich mächtig und gefährlich: „Er frißt Gras wie ein Ochse, seine Kraft ist in seinen Lenden und sein Vermögen in den Sehnen seines Bauches.“ – Er ist die Voraussetzung der Inkarnation des göttlichen Geistes; deshalb heißt es: „Er ist der Anfang der Wege Gottes.“ – Die Gefährlichkeit Behemoths für den Menschen liegt in der Trägheit, die von diesen Naturkräften ausgeht, wenn sie vorherrschen. Behemoth kann die Kräfte des Menschen verschlingen und einsaugen wie den Lebensstrom, wie einen ganzen Jordan. Deshalb heißt es: „Er liegt im Schatten und Schlamm (!). Siehe er schluckt in sich den Strom und achtet's nicht groß“. – Diese gewaltigen Urantriebe lassen sich nicht einfach bewältigen, indem man ihnen einen Ring durch die Nase zieht! Die angemessene Einstellung des Menschen zu Behemoth heißt: Ehrfurcht und Kenntnis, ja, Einsicht der eigenen Ohnmacht – statt drastisch hochmütiger Manipulation, wie wir sie heute im Sexgeheil oder Modezwängen zu sehen bekommen! Denken Sie nur an die Barbarei der Kraftvergeudung durch die enthemmte Sexualität, oder in bezug auf den Naturtrieb all die lächerlichen Versuche, Behemoth durch Schlankheitsideale bezwingen zu wollen!

● Aber die direkteste Antwort erhält Hiob auf die Frage nach seiner Not durch die Beschreibung des Leviathan. Der Kampf Gottes gegen das Ungeheuer Leviathan ist, wie der Kampf des Helden gegen den Drachen, ein archetypischer Mythos. Er trägt denselben Stellenwert wie Gottes Zähmung des Meeres. Er ist Symbol für das urschöpferische Werk: der Materie durch Formung, Gestaltung und Ordnung ihre Übermacht zu nehmen. Dieses Ungeheuer ist zwar auch „wohlgeschaffen“, aber es steht dennoch nicht im vollen Einklang mit Gott – und die Freiheit der gesamten Schöpfung bedingt, daß der Mensch neben Leviathan leben muß, ohne die Kräfte zu besitzen, ihn zu bezwingen. Leviathan ist ein Symbol für die noch von der Materie beherrschte Natur in all ihrer erbarmungslosen Gewalt in uns und um uns.

Einige Textpassagen:

„Kannst du Leviathan ziehen mit dem Hamen und seine Zunge mit einer Schnur fassen? Kannst du ihm eine Angel in die Nase legen und mit einem Stachel seine Backen durchbohren? Meinst du, er werde dir viel Flehens machen oder dir heucheln? Meinst du, daß er einen Bund mit dir machen werde, daß du ihn immer zum Knecht habest?...

Wenn du deine Hand an ihn legst, so gedenke, daß es ein Streit ist, den du nicht ausführen wirst. Siehe, die Hoffnung wird jedem fehlen; schon wenn er seiner ansichtig wird, stürzt er zu Boden!“ (Hiob 40,25-41,1)

Dieser Leviathan ist der verschlingende, der zerstörerische Aspekt der Natur, das Symbol der Aggression, der Todesmacht.

„Wer kann die Kinnbacken seines Antlitzes auf tun? Schrecklich stehen seine Zähne umher. Sein Herz ist so hart wie Stein, und vor ihm her hüpf t die Angst.“ (41,6;41,16;41,14)

Die Schrecken der Natur als leidenschaftliche, zerstörerische Aktionen wie Naturkatastrophen, aber auch wie Zorn, Haß, Rache, Mord werden als Feueratem und als scharfe Scherben an Leviathans Flanken beschrieben:

„Aus seinem Munde fahren Fackeln, und feurige Funken schießen heraus. Aus seiner Nase geht Rauch wie von heißen Töpfen und Kesseln. Sein Odem ist wie lichte Lohe, und aus seinem Munde gehen Flammen... (41,11-13) Unten an ihm sind scharfe Scherben; er fährt sie mit einem Dreschwagen über den Schlamm. Er macht, daß der tiefe See siedet wie ein Topf, und rührt ihn ineinander, wie man eine Salbe mengt. Nach ihm leuchtet der Weg; er macht die Tiefe ganz grau.“ – „Auf Erden ist seinesgleichen niemand, er ist gemacht, ohne Furcht zu sein. Er verachtet alles, was hoch ist; er ist ein König über alles stolze Wild“, beendet Gott seine Rede. (41,22-36)

• Solchen Mächten also ist der Mensch ausgeliefert, und wir empfinden das gerade in Situationen, die wir als unabänderlich erkennen; in Zuständen unheilbarer Krankheit oder in der Konfrontation mit charakterlichen Abartigkeiten, wie Hinterlist, Sadismus, Machtgier und Gewalttätigkeit, in unserem eigenen Zorn und anderen leidenschaftlichen und deshalb unberechenbaren „feurigen“ Gefühlen, im Feuersturm eines Krieges auch, eines Flugzeugabsturzes, einer Naturkatastrophe.

Der Mensch in Nöten solcher Art bedarf dringend des Wissens, daß es über diese Gegebenheit bereits im Alten Testament eine eindeutige Erklärung gibt: nämlich die Rechtfertigung Gottes vor dem sich quälenden Menschen mit dem Argument der Freiheit der Lebensmächte und damit eben auch der Freiheit der dunklen, der von uns als zerstörerisch, ja, als böse empfundene Mächte. Denn wohl hat Gott Macht über Leviathan; dennoch lebt er, wie Satan, in der Schöpfung, und er kann, wie Satan den Hiob, die Menschen in furchtbares Leid stürzen. Es ist deshalb ganz unangemessen, Leviathan mit primitiven technischen Mitteln bekämpfen zu wollen. Deshalb heißt es im Text:

„Wenn man zu ihm will mit dem Schwert, so regt er sich nicht, oder mit Spieß, Geschöß und Panzer. Er achtet Eisen wie Stroh und Erz wie faules Holz. Kein Pfeil wird ihn verjagen; die Schleudersteine sind ihm wie Stoppeln. Die Keule achtet er wie Stoppeln; er spottet der bebenden Lanze.“ (41,18-21)

Solche unangemessenen Kämpfe des Menschen mit Leviathan sind Hochmut. Sie sind letztlich zum Scheitern verurteilt, wie z.B. der Kampf der Mediziner gegen den Tod. Alles Materielle ist unumgänglich dem Tod anheimgegeben. Leviathan ist unbezwingbar. Alle Versuche des Menschen, diese Todesmacht der Materie durch Technik zu besiegen, sind letztlich unzureichend. Nur Demut, die das „Hochmütige“ und „Gottlose“ verdammt und die „rechte Hand“ – das heißt die Tatkraft – und der geflügelte Geist, der über das Irdische hinausblickt wie der Adler, können gegen Behemoth und Leviathan Hilfe bedeuten, jener Geist, der ahnt, daß Gott mehr mit ihm vorhat, als ihn der Macht der Natur und des Todes auszuliefern. Die Existenz des Bösen in der Welt, mancher Leiden und Nöte ist zwar unumgänglich, aber jeder Beweis der Treue zu Gott, zum Geist der Ordnung, hat einen Sinn: den Machtbereich der Materie einzuschränken und damit immer neu und mehr „Schöpfung zu vollziehen“.

• Sehen wir das Leid der Menschen unter diesem Aspekt, so erhellt sich mit einem Schlage, daß schweres, unverschuldetes Unglück nicht nur eine Probe, sondern sogar eine Auszeichnung sein kann, die Hoffnung Gottes, in seinem „Knecht“ Hiob den Getreuen zu finden, der dem Sturmestanprall des Leviathan widersteht und damit Schöpfung vorantreibt. Unter diesem Aspekt kann eine in Geduld ertragene unheilbare Krankheit oder ein unverschuldeter Verkehrsunfall, der zum Krüppel schlug, eine geheiligte Weihe erhalten und einen Sinn aufleuchten lassen hoch über mancher marktschreierischen Tat. Besteht nämlich der Mensch die Probe des Leids und zieht aus ihm die richtige Erkenntnis, wie Hiob, so geht er geläutert aus einer solchen Feuerprobe des Glaubens hervor. Er wird – das besagt der Ausgang der Hiobgeschichte – mit Fruchtbarkeit und Reichtum gesegnet, womit in dieser Bildergeschichte gewiß nicht allein materielles Glück und leiblicher Kindersegen gemeint sind.

Die Treue zu Gott und das Erahnen des Sinnes seiner Schöpfung bewirkt, daß die Angst vor Lebens- und Todesnöten den Menschen nicht mehr beherrscht und damit Anklagen gegen das Leid und Fragen nach der Gerechtigkeit gegenstandslos werden. Denn das Leid, das unser irdisches Leben, das Leviathan uns bereitet, trägt die Chance in sich, den Menschen zu verwandeln und zu läutern, so daß ihn „keine Qual mehr anrühren“ kann. Im Vertrauen auf Gott und die Zielhaftigkeit seiner Schöpfung wird das Annehmen und Ertragen der Not als eine sinnträchtige Prüfung, als eine für Gott dringliche Leistung möglich. Sich in der Not an die Sinnlosigkeit aufzugeben – das allein besagt, vergeblich gelebt zu haben. In solchen Fällen schlägt das „Chaosmeer“ in der Tat über dem Menschen zusammen. Indem wir leben, haben wir uns bereits für den Schöpfer-Gott, den Gestalter auch unseres Seins entschieden, und in Frage steht allein, ob wir diese Entscheidung im unumgänglichen Leid des Lebens durchhalten, ob wir uns selbst und damit Gott treu bleiben.

• Im Aushalten der Not steht eine Verheißung, die in den Apokryphen direkt ausgesprochen wird: „Die Finsternis wird vernichtet, unaufhörlich wird Licht sein, Leviathan wird zerteilt und aufgegessen“ (Hen 58,6). Not, Verzweiflung und neue Hoffnung, das heißt seelisches Absterben und seelische Erneuerung, sind die Voraussetzungen zur allmählichen Einverleibung der Naturmächte in eine allumfassende Geisteskraft. Und so findet auch in jeder künstlerischen Tat eine Integration der Materie in den Geist – und damit Leviathans Entmachtung statt.

Über die Notwendigkeit zum Durchhalten hinaus können wir auch heute noch an den Bildern der Rede Gottes aus dem Wetter lernen, wie das göttliche Wertssystem zu verstehen ist: In der Hierarchie der Schöpfung steht die schöpferische Tat über der Urträchtigkeit, der Geist über der Materie, das Ringen um geistige Formung und Entscheidung über einem ununterschiedenen Pluralismus.

– Das Neue Testament bringt uns dann in der Gestalt Christi die konkrete Erkenntnismöglichkeit, wie wir uns diesem Ziel – der Überwindung des Chaos – annähern können; nämlich durch den Geist der Liebe, den wir gegen Behemoth, gegen Leviathan hier auf der Erde zu leben versuchen. Deshalb heißt die endgültige Antwort in Christus: opferbereite Liebe bis zum Kreuz, Sieg über die Materie durch die freiwillige Hingabe des Lebens an die anderen, heißt deshalb als Christus: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Wer an mich glaubt, wird das ewige Leben haben, wenn er gleich stürbe.“

Das Bestehen des Lebens im Leid aus Liebe zu Gott führt in der Nachfolge Christi zu dem triumphalen Jubel des Paulus: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ (1 Kor. 15,55) – Die Antwort, die die Bibel auf den Schrei der Existenznot gibt, heißt nicht äußere Veränderung, weist nicht auf ein oberflächliches Andersmachen hin, sondern spricht von der verwandelnden Kraft durch standhaltende Gottestreue in der Feuerprobe der Not.

Die Adresse der Autorin: Christa Meves, Albertstr. 14, 29525 Uelzen

# Eros, Ehe und der Christ

Die Liebe zwischen den Geschlechtern

## I.

*Im offiziell kirchlichen deutschsprachigen Liturgie- und Gesangbuch GOTTESLOB für Deutschland, Österreich, Belgien und Italien findet man auf den Seiten 60–61 Gebete für glücklich und auch unglücklich Liebende. Obwohl der Text verbesserungsfähig wäre, ist er doch sehr begrüßenswert, denn er bringt etwas Gutes und Neues: eine positive Stellungnahme der Kirche zur Liebe zwischen den Geschlechtern, bei gleichzeitiger Erkenntnis, daß erotische Liebe und sexuelles Begehren, die oft, aber keineswegs immer zusammengehen, zwei sehr verschiedene Dinge sind.*

• Die erotische Liebe sucht Nähe und Vereinigung, der Geschlechtstrieb aber körperliche Befriedigung, die sich zwar in die Eros-Liebe integrieren läßt, aber auch völlig getrennt von ihr stattfinden kann. Nicht nur ein schmachtender Jüngling, sondern auch ein vollreifer Mann mag von einem Mädchen oder einer Frau hingerissen sein, ohne an eine körperliche Verbindung mit ihr zu denken oder auch zu träumen. Andererseits gestand ein amerikanischer Soldat, daß er einen Mann, den er haßt, umbringen, eine verhaßte Frau aber vergewaltigen möchte. (M. Gershein, *Destroy or Die*, New Rochelle, 1971, S. 35). Deshalb ist es ein Unsinn, jede geschlechtliche Vereinigung einen „Liebesakt“ zu nennen.

Viele Kinder verlieben sich „sterblich“, was man in den Memoiren bedeutender Autoren oft zu lesen bekommt. In meinem *Das Rätsel der Liebe* (Wien, 1975) habe ich eine ganze Reihe von solchen „Fällen“ angeführt. Goethe, der wahrhaftig kein sehr keusches Leben führte, sagte von der Liebe Jugendlicher (*Dichtung und Wahrheit*, 5. Buch): „Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem anderen das Gute und Schöne sinnlich gewahrt werde. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen.“ Ähnlich äußerte sich Charlotte Bühler in ihrem *Das Seelenleben der Jugendlichen* (Jena, 1927). Man fragt sich daher, ob der „Sexualunterricht“ in unseren Schulen dies auch realisiert oder eher das Gegenteil erreicht.

Den Unterschied zwischen Eros und Sexus beweist auch das Vorhandensein von Heterosexuellen, die Homoeroten und von Homosexuellen, die Heteroeroten sind. Dafür war André Gide das Schulbeispiel. Er liebte Frauen, war verheiratet, trieb sich aber mit männlichen „Liebhavern“ herum – bis seine enttäuschte und unberührte Frau alle seine Liebesbriefe verbrannte, was einen völligen Bruch bewirkte.

• Unsere Theologie hat sich fast ausschließlich mit dem Sexus und seinen Entgleisungen beschäftigt und außer Acht gelassen, daß auch die Erotik, schon als existentielles Problem, ein Religiosum ist. Walter Schubart hatte in seinem *Religion und Eros* (München, 1952) schon darauf hingewiesen, aber der Widerhall war schwach, Der Eros blieb „uninteressant“.

Wie eigentlich zu erwarten, stellte ein evangelischer Theologe, Anders Nygren, die These auf, daß der Eros mit der (christlichen) Agape unvereinbar sei, was aber Martin D'Arcy S. J. zu einer Gegenthese herausforderte. Viele mögen der Ansicht sein, daß heute durch die Psychoanalyse eine Trennung von Eros und Sexus „erledigt“ wäre, doch der so vielfach mißverständene Sigmund Freud (der politisch auch eher rechts stand) dankte dem asketischen Christentum dafür, am Ende der Antike den Eros vor dem überwuchernden Sexus gerettet zu haben. (*Gesammelte Werke*, Frankfurt 1969, Bd. 8.) Durch die allgemeine Promiskuität sei

damals auch das Leben leer und schal geworden. Ja, es gibt sogar psychologische Gegensätze zwischen Eros und Sexus sowie eine Verkettung zwischen Eros und Agape, zwischen der erotischen Verliebtheit und dem christlichen Liebesgebot.

– Allerdings wird man vom Eros ergriffen, während man sich zur Agape entschließt, doch sind Eros und Philia beides Liebesformen. Es bleibt aber immer noch die Frage des Willens und der Entscheidung, ob man seine erotische Ergriffenheit bejaht und fördert oder verneint und bekämpft. Zu bejahen ist doch nur das, was der Franzose *un amour raisonnable* nennt und was sich auf jeden Fall über das rein Eidetische des geliebten Menschen erhebt (wobei immer auch zu bedenken ist, daß die Frau sehr anders liebt als der Mann). Das eidetische (was nicht ganz dasselbe ist, wie das rein körperliche) Element mag wohl mit dem Jung'schen Animus und Anima-Bild zusammenhängen, und gerade hier ergibt sich die sehr schwierige Frage, ob Liebe blind macht oder ein Weg zur Erkenntnis ist. Auf jeden Fall ist aber Liebe – ob Philia, Agape oder Eros – ein Ja-Sagen zum geliebten Menschen.

– Dadurch aber entkommt der Mensch seiner egoistisch-egozentrischen Isolierung, die das Kind weitgehend charakterisiert und ihm oft monströse Aspekte verleiht. Eine ganze Wand bricht ein. Nicht nur wird dem jungen Menschen auf einmal die Welt farbig, sondern auch dreidimensional und offen für die Beziehung zu jemand anderem, zu einem anderen Kind Gottes, wenn nicht zu Gott selbst. Es gibt nicht wenige Fälle von jugendlich Verliebten, die dann zum erstenmal wirklich zu beten begannen. So eine Liebe ist häufig eine existentielle Wende. Die große Frage ist ja immer die, wofür man zu sterben bereit ist, wie sie schon von H. U. v. Balzhasar in seinem *Kordula oder der Ernstfall* gestellt wurde. Für den Glauben? Für das Vaterland? Oder im „Notfall“ auch für einen anderen, den geliebten Menschen?

• Die erotische Liebe schließt Heiligkeit nicht aus. Viele Erotiker, ja auch geschlechtlich Liebende, sind später Heilige geworden, aber auch Heilige haben Frauen geliebt. Das war zweifellos der Fall beim Hl. Johannes vom Kreuz und der großen heiligen Teresa, beim Hl. Franz von Sales und der heiligen Johanna Chantal, in meinem Buch über die Liebe zitiere ich noch andere Beispiele. Freilich hat auch in ihrem Leben die Liebe zu Gott den ersten Platz eingenommen, wie ja auch die Liebe zu Gott Vorrang vor der Liebe zum Nächsten haben muß. (Hierauf beruht auch der Primat des gottgeweihten Zölibats vor dem Sakrament der Ehe. Das ist biblisch und kann daher nicht in Frage gestellt werden, was der doch recht eklektische Übersetzer der Heiligen Schrift, Dr. Martin Luther, völlig ignorierte.)

Man hüte sich aber auch vor einer Vergötzung des Eros. Eine erotische Liebe muß harmonisch in die Persönlichkeit eingebaut sein – nicht nur religiös, sondern auch geistig, psychisch, verantwortungsvoll, denn sie ist ein Wurzelgeflecht, das bei einem reifen Menschen sehr weit reicht. Der Geschlechtstrieb ist nicht sehr wählerisch, kann mit einem sehr breiten Band von Partnern für Lieb nehmen (sonst gäbe es auch nicht die Prostitution), aber die erotische Liebe, die ihren Schwerpunkt fast immer nur in *einer* geliebten Person haben wird, ist eben „personal“. Ein sehr dummer, ordinärer oder unmoralischer Ausspruch kann eine Eros-Liebe auslösen, weil dadurch der geliebte Mensch ein anderer oder eine andere wird. Tolstoj berichtet uns in seiner Erzählung „Nach dem Ball“ von einem sehr verliebten Mann, der sieht, wie der Vater des geliebten Mädchens, ein Oberst, einen Rekruten unmenschlich behandelt, was seine Gefühle zur Angebeteten im Nu völlig erkalten läßt ...

• Sünden gegen das Sechste Gebot sind nicht immer die schwersten, wohl aber als Hauptsünden Urquellen zahlreicher anderer Sünden (Artikel 1866 des neuen Katechismus). Sie beruhen zumeist auf menschlichen Schwächen, verstoßen aber auch oft gerade gegen das Liebesgebot. Die erotische Liebe darf aber, wie wir schon sagten, nicht vergötzt, sondern soll christlich und rational gepflegt werden. Sie kann unter Umständen wild wuchernd

auch zu schwerem moralischen Unheil führen, wie das Sündenregister der Menschheit sehr wohl beweist – zu Kriegen, Mord, Totschlag, Verleumdung, Lügnerien, Diebstahl, Eifersuchtsszenen, Unterschlagungen, Intrigen, Verstellung und dergleichen mehr. Es gibt ein englisches Sprichwort, das der Christ natürlich nicht unterschreiben kann: „Alles ist erlaubt im Krieg und in der Liebe!“ Allerdings muß man im gleichen Atemzug zugeben, daß die erotische Liebe ebenso viele (zumal auch heroische) Tugenden entwickeln kann, wie lasterhafte Verirrungen. *Sie ist eine Bewährungsprobe*. Erinnern wir uns da an die Weisheit des Mittelalters: „Swerguotes wibes liebe hat, der schamt sich ieder missetat.“ Die Freundschaft hingegen, die auch zahlreiche Tugenden hervorbringt, gefährdet moralisch viel weniger.

Schon Wilhelm Busch hat uns gewarnt:

Ein Irrtum, welcher sehr verbreitet  
Und manchen Jüngling irreleitet  
Ist der, daß Liebe eine Sache,  
Die immer nur Vergnügen mache.

● Die erotische Liebe ist eben eine sehr ernste Angelegenheit. Das Ausbleiben einer Gegenliebe (die ja statistisch gesehen einem wahren Wunder gleicht) kann sowohl bei Männern wie bei Frauen zu schweren seelischen Störungen führen, ja sogar zu dem Gefühl, einem völlig sinnlosen Leben verfallen zu sein. Daher auch die Versuchung „um jeden Preis“, selbst mit den untauglichsten und unerlaubtesten Mitteln, die Gegenliebe zu erlangen. (Angeblich ist das Leiden der Männer größer als das der Frauen, wofür es nicht recht glaubwürdige neueste Informationen gibt.)

Es sei hier auch vermerkt, daß es wahre Freundschaften zwischen Männern und Frauen gibt, die geistig oft sehr fruchtbar und wahrscheinlich häufiger als echte Freundschaften zwischen Frauen sind. Es gibt auch „liebende Freundschaften“ zwischen den Geschlechtern, die der Franzose *amitiés amoureuses* nennt, und die manchmal eine Brücke zu wahrer Verliebtheit bilden, aber selten sexuell gefärbt werden, was vielleicht schon durch die unbewußte Angst bewirkt wird, daß dann die Geschlechtlichkeit die Freundschaft zerstören könnte.

## II.

Wie aber steht es um Eros und Sexus in der Ehe? Für die Kirche ist die geschlechtliche Vereinigung die Besiegelung des Ehestandes, der erst dadurch real und unauflöslich wird. Die sakramentale Gnade spenden sich die Ehepartner (mit dem Segen der Kirche) gegenseitig und die herrschende theologische Meinung sieht in der Ehe ein *Sacramentum Continuum*.

● Unerläßlich ist für die Ehe auch der freie Wille der Kontrahenten. Im Großteil unseres Planeten spielt jedoch der bei uns heute für die Ehe so sehr erwünschte Eros, also die Verliebtheit, für die Eheschließung keine Rolle. Und er war auch in der Vergangenheit bei uns in dieser Beziehung von geringer Bedeutung. Jean Guitton berichtete, daß in Frankreichs gehobeneren Ständen die „Liebes-ehe“ erst in diesem Jahrhundert in Mode kam. Bei den orthodoxen Israeliten wurden die Ehen durch *Schadchen*, d. h. Ehemakler vermittelt, die dann von der Mitgift einen kleinen Anteil bekamen. Diese Ehen galten im alten Europa als vorbildlich. Das Volk Israel zu bewahren und zu vermehren war ein reales Ziel. Doch wurden die „arrangierten“ Ehen, sowohl christliche als auch israelitische, nicht gegen den Willen der Kontrahenten geschlossen: das junge Ehepaar ließ sich zumindestens überreden. Da war auch der Respekt vor den Eltern und vielleicht sogar das vage Gefühl, daß die eigene Verliebtheit die Sinne trübe. Dazu kam noch etwas: die Bewunderung für das andere Geschlecht. Frauen waren dazu erzogen, die Männer, und Männer die Frauen wunderbar zu finden. Die Liebe? Ah, die kam dann eben als Folge der Ehe!

Also, „ewige Liebe“ hatte man nicht geschworen und später im Leben konnte man sich keine Vorwürfe machen, diese „ewige Liebe“ nicht gehalten zu haben. Man hatte Kinder und zumeist gemeinsame Interessen, Freunde, Gewohnheiten und Sorgen. Sel-

ten ließ man sich scheiden. Die Ehe beruhte auf keinen Illusionen. Und schließlich war sie ein Sakrament. Auch die noch halbwegs christliche Gesellschaft war ihr eine psychologische Stütze.

Bei den Heiden zählt nicht einmal der Protest der Brautleute gegen die Gattenwahl. Ich wohnte einer chinesischen Hochzeit bei, in der erst vor der Zeremonie das verhüllende Tuch vom Gesicht der Braut weggezogen wurde. Sie war zufällig hübsch. Der Bräutigam war angenehm überrascht.

● Nun aber muß man sich fragen, was in der christlichen Ehe der wahre „Kitt“ ist, der die Ehe wirklich zusammenhalten kann. (Eine Scheidung? Auch Luther verwarf sie energisch, doch zu viele Pastoren scheinen dies vergessen zu haben.)

Und bei wahren Christen ist es wohl primär der feierliche, ins Sakramentale mündende Eheschwur, der natürlich *auch* ein Psychologikum ist. Aber weder kann man sich auf den Eros, noch auf den sexuellen Magnetismus völlig verlassen, denn in ihnen kann die Treue, die sowohl auf den Partner als auch auf den Ehestand bezogen ist, nicht verankert werden. Die Treue ist überhaupt kein „Leitmotiv“ der „modernen“, der demoliberalen Gesellschaft, deren Regierungssystem auf ewigem Wechsel beruht. Sie ist eine „feudale“ Tugend. Ich kannte übrigens Leute, die im Staatsdienst Österreichs vier diametral entgegengesetzten Regierungsformen einen Treueeid geleistet hatten. „Es gibt kein Schwur, den ich nicht leisten kann.“ In anderen Teilen Europas und Lateinamerikas ist es aber auch nicht viel anders.

– Womit ist aber nun die Treue ihrem Wesen nach verbunden? Zweifellos mit der Freundschaft. Man stelle sich Folgendes vor: in einer Kleinstadt lebt ein Pärchen, Josef und Johanna, das bekanntermaßen ineinander „irrsinnig“ verliebt, ja vielleicht auch schon verlobt ist. Man verläßt die Stadt, besucht sie nach zwei Jahren und erfährt, daß die beiden sich nicht, wie erwartet, geheiratet hatten. Josef mußte aus Berufsgründen die Stadt verlassen, Johanna hatte sich um ihre kranke Mutter zu kümmern und heiratete schließlich deren jungen Arzt. Da zuckt man mit den Schultern. Der Bann des Eros war gebrochen. Nun, das kommt immer wieder vor, und es besteht kein Grund zur Entrüstung.

Wie reagiert man aber, wenn man von zwei früheren Freunden hört, daß sie einander kaum mehr grüßen und gemeinsam gar nicht eingeladen werden können? Da ist man erschrocken und aufgebracht. Wie konnte das möglich sein? Wer war hier der Schuldige? Die Treue gehört eben zur Freundschaft, und Thomas von Aquin war vielleicht der erste, der *amicitia* (Freundschaft) deutlich als konstituierendes Element der Ehe sah. (Siehe sein *In X Libros Ethicorum ad Nicomachum* VIII, 12.)

● Tatsächlich gehört die „eheliche Liebe“ in eine besondere Kategorie. Ideal ist die Synthese von Eros, Sexus und Freundschaft, wobei letztere zum Teil im Satz gipfelt: *idem velle et idem nolle, ea est amicitia*, und das deutet auch schon darauf hin, daß Liebe (Freundschaft ist eben auch eine Liebesform) einen geistigen und nicht nur einen eidetischen Charakter hat. (Hierin liegt auch ein Argument gegen die Mischehe, die viel eher der Freundschaft als dem Eros und dem Sexus entgegengesetzt sein mag.)

Eine eheliche Freundschaft muß auch gepflegt, vielleicht sogar „eingeebt“ werden. Schon darum soll man als junger Mann oder junges Mädchen echte Freundschaften mit dem anderen Geschlecht pflegen, wobei größere Altersunterschiede keine Rolle spielen sollten. (Auch die Vielkinderfamilie ist dazu eine gute Vorschule.) Zudem ist hier die vorhin erwähnte generelle Liebe zum anderen Geschlecht vonnöten. (Die Russen haben dafür, auf Männer bezogen, ein eigenes Wort: *shenolubije*.) In meinem Kapitel über den „Feminismus“ (*Kirche und Moderne*, S. 48–50) habe ich darauf hingewiesen, daß die Frau in den von der Reformation eroberten Ländern vielleicht „legal“ allerlei Rechte und sogar Vorrechte genießt, aber keine ihr als Frau zustehende Erfüllung findet und das Geschlechterverhältnis (sagen wir im Vergleich zu Rußland, Polen, Frankreich oder Italien) schlecht ist, besonders so in

den USA. Dem richtigen Katholiken sind die Frauen lieb, liebt er doch auch, wie unser Papst, vor allem die Königin des Himmels.

– Diese Freundschaften müssen einen komplementären Charakter haben, denn die Unterschiede zwischen den Geschlechtern, besonders im Geistigen und Seelischen sind (auch körperbedingt) sehr groß und die biologische Forschung findet *dauernd* neue Aspekte des Andersseins. Die Frau ist zweifellos das „natürlichere“, der Mann das „künstlichere“ und „komplexere“ Wesen. Es ist für einen Mann sehr schwierig, die weibliche Psyche zu durchschauen, aber es ist möglich. Man verzeihe mir, wenn ich darauf bestehe, daß der umgekehrte Weg unmöglich ist. (Und das ist eines der vielen Idoneitätsargumente gegen die „Priesterinnen“) Das will natürlich nicht heißen, daß es nicht Frauen gibt, die dank ihrer Intuitionen und ihrer Naturverbundenheit sehr gut verstehen, Männer zu manipulieren – so wie es auch ausgezeichnete Autolenker gibt, die vom Motor keine Ahnung haben. Das sind Schwierigkeiten, die überbrückt werden können, wenn man von allem Anfang an keine irreführenden Schablonen über das Wesen des anderen Geschlechtes hat. Es hat leider immer Männer gegeben, die von ihren Frauen männliche Eigenschaften verlangten – und auch das Umgekehrte hat nur zu oft stattgefunden, worauf Männer oft „explosiv“, die Frauen aber eher in einen nörgelnden Stellungskrieg, einer Politik der kleinen Schritte „erzieherisch“ zu reagieren geneigt sind. (Dabei haben sie es in einer schlechten Ehe auch schwerer.) Freunde sollen aber „großherzig“ und nicht kleinlich sein, humorvoll, verzeihend und liebevoll. Dabei ist der Humor wichtig, der bei der „Inkongruität“ der Geschlechter zwischen diesen immer eine positive Rolle spielen sollte.

● Also auf dem Eros und dem Sexus allein läßt sich keine Ehe aufbauen. In seinem *America Set Free* sagt Keyserling mit Recht, daß eine Ehe aufgrund einer rein sexuellen Anziehung noch viel unmoralischer sei als ein „Verhältnis“. (Er setzte sich für die Standesehe ein, was in seinem „Ehebuch“ deutlich zutage tritt.) Doch auch der Psychologe Oswald Schwarz sagte über die konventionellen Ehen, daß sie „die besten und dauerhaftesten waren, die wir je gekannt haben“. In den Vereinigten Staaten werden natürlich alle Ehen, die nicht „aus Liebe“ geschlossen werden, „moralisch“ verurteilt. Dazu aber meint der Historiker Pearse Smith in seinem *Daughter of the Promised Land*: „Der Versuch unseres Volkes, Leidenschaft und Ehe zu verbinden, hat viele Amerikaner im neunzehnten Jahrhundert zur Heuchelei und im Zwanzigsten zur Hysterie gebracht.“

– Nun wollen wir einen weltberühmten englischen Autor zitieren und den Leser zuerst einmal raten lassen, wer diese Zeilen geschrieben hat:

„Es ist vielleicht die Ehe, die dem Menschen das Beste seiner Freiheit, ein ihm gehöriges kleines Königreich im Machtbereich des Staates gegeben hat, sein Stück Unabhängigkeit, auf dem er fest stehen und einem ungerechten Staat Widerstand leisten kann. Mann und Frau, ein König und eine Königin, und einige Quadratmeter, die ihnen gehören. Das ist die Ehe. Das ist die wahre Freiheit, es ist die wahre Erfüllung für Mann, Frau und Kinder.

Wollen wir die Ehe zerstören? Wenn wir dies tun, so fallen wir zu einem noch viel größeren Ausmaß unter die unmittelbare Herrschaft des Staates. Und wollen wir das? Ich nun einmal sicher nicht. Und die Kirche hat die Ehe erschaffen, um dem Mann und der Frau zu dienen, als Sakrament einer geschlechtlichen Gemeinsamkeit, die nur mehr durch den Tod getrennt werden kann. Und selbst wenn der Tod sie trennt, sind sie von der Ehe nicht befreit. Eine Ehe, auf die Person bezogen, ist ewig. Die Ehe, die einen Leib aus zwei unvollständigen Leibern schafft und sich während einer ganzen Lebenszeit der so vielschichtigen Entwicklung der Seele des Mannes und der Seele der Frau annimmt! Die Ehe, heilig und unverbrüchlich, der große Weg irdischer Erfüllung für Mann und Frau, im Einklang und unter der geistlichen Führung der Kirche!“

– Das ist sehr „dichterisch“ und schwer zu übersetzen, aber klingt das nicht wie T. S. Eliot oder sogar wie Chesterton? Tatsäch-

lich ist jedoch unser Autor D. H. Lawrence, der Autor des doch eher pornographischen Weltkandals *Lady Chatterley's Lover*, sicherlich ein ideologischer Ausrutscher im Schaffen dieses genialen rechtsdralligen Schriftstellers und Essayisten, der genauso mißverstanden werden konnte wie Freud oder Voltaire, aber auch die Drohung des totalitären Staates vorausahnte.

War dieser Nichtkatholik (der aber als kultivierter Brite die Kirche, wie man sieht, sehr schätzte) ein „Sexualist“? Ja, in einer gewissen Hinsicht zweifelsohne. Aber er wußte ebenso genau, daß die Sexualität nicht das Alpha und Omega der Ehe sein kann, und eine seiner Ansichten erinnert an Paul VI, der Jean Guittou sagte, daß die Ehe doch in den Himmel hineinreiche. Er sah auch deutlich die Grenzen des Eros. (Man findet den obigen Passus in *Sex, Literature and Censorship*, New York 1953., einer Essaysammlung von Lawrence.)

● Er wußte eben, daß die Ehe nicht allein auf dem Geschlechtlichen oder der Eros-Liebe aufzubauen ist. In einem Brief an die Honourable Dorothy Pratt schrieb er, daß zur Ehe wirklich nicht der „unvermeidliche Blödsinn der Liebe“ (*the inevitable bunk of love*) nötig sei. Was man wahrlich zur Ehe brauche sei gegenseitige *kindliness*, was am besten mit „liebvoller Zärtlichkeit“ zu übersetzen wäre.

Robert Maistriaux, den wir einmal in einem anderen Zusammenhang erwähnt haben (in unserem Artikel über Nation und Rasse) schrieb ein sehr schönes Buch, *Mariage, route de sainteté* (Tournai, 1959). Zweifellos kann und soll die Ehe ein Weg zur Heiligkeit sein, vielleicht ein schwierigerer als jener der Ehelosigkeit, was nicht erstaunlich scheint, wenn man bedenkt, daß die Anzahl der unverheirateten Kanonisierten bei weitem die größere ist. Dieser Weg aber *muß* in dieser Zielsetzung beschritten werden – nicht mehr und nicht weniger als alle anderen Wege, denn zur Heiligkeit sind wir nun einmal alle ausnahmslos angerufen.

PS. Theologen werden eingeladen, den Artikel „LIEBE“ von P. Viktor Warnach OSB im HANDBUCH THEOLOGISCHER GRUNDBEGRIFFE (München, 1963) zur Ergänzung nachzulesen. Mit weiland Pater Warnach habe ich mich über dieses Thema oft unterhalten. Er ist auch der Autor von *Agape* (Düsseldorf 1951), ein Meisterwerk!

Die Adresse des Autors: Erik von Kuehnelt-Leddihn  
A-6072 Lans/Tirol

---

#### Herausgeber und Schriftleitung:

Msgr. Prof. Dr. theol. Johannes Bökmann

Verlag: Johannes Bökmann, Frankenweg 23, 53604 Bad Honnef  
Telefon (0 22 24) 43 12 – Fax (0 22 24) 7 91 21

Druck: Franz Schmitt, Postfach 18 31, 53708 Siegburg

#### Bezug:

– Das Jahresabonnement beträgt 32,- DM incl. Versand, soweit die Adressaten ihr Exemplar nicht durch die „Fördergemeinschaft Theologisches“ erhalten.

– Jahresabonnement im europäischen Ausland: 39,- DM incl. Versand. Außereuropäisches Ausland: 32,- DM, zuzügl. entspr. Versandkosten (wenn die Abonnements nicht durch Patenschaften übernommen werden).

Die Konten der „Fördergemeinschaft Theologisches“,  
Gemeinnütziger Verein:

Postgiro-Kto.-Nr. 206 588-501 bei Postbank Köln  
(BLZ 370 100 50).

Bank-Kto.: Stadt-Sparkasse Bad Honnef  
Kto.-Nr. 151 241 (BLZ 380 512 90).

DR. JOSEPH OVERATH

**Petrusamt und Kölner Pastoralgespräch**

Seit Februar 1996 liegen die „Schlußvoten und Meinungsbilder“ des Pastoralgesprächs im Erzbistum Köln vor<sup>1</sup>. Seit einigen Jahren ist das Pastoralgespräch in der Diözesanpresse und in der Bistumsöffentlichkeit das Ereignis gewesen. Mit einem beträchtlichem Aufwand an Werbung – bis hin zu Krawatten – hat die Hauptabteilung Seelsorge des Generalvikariates mit dem Pastoralgesprächsbüro nun die Ergebnisse vorgelegt.

Seit 1993 waren die „Anstöße“ bistumsweit verteilt worden, damit die Pfarreien und andere Gemeinschaften anhand von Fragen ihre Stellungnahme zu wichtigen pastoralen Problemen abgeben konnten<sup>2</sup>.

Aus diesen „Anstößen“ erwachsen die „Arbeitsergebnisse“, eine Sammlung von Voten zu pastoralen Themen<sup>3</sup>. Die Schlußvoten erklären, daß 531 Pfarreien und Gemeinschaften mitgearbeitet haben; das ist bei der Zahl von 810 Pfarreien, 67 Dekanaten und zahlreichen Orden etc. im Erzbistum Köln nicht gerade überwältigend.

• Was wollte das Pastoralgespräch? Vier Ziele werden in der vom Erzbischof genehmigten Ordnung genannt: Es ging zunächst darum, daß „die Kirche im Erzbistum Köln ihren Auftrag für die heutige Zeit bedenkt“<sup>4</sup>. Weiter soll ein „offenes Gesprächsklima“ im Bistum entstehen. Drittens soll es „... helfen, daß das Miteinander in Gemeinden, Dekanaten, Verbänden und Einrichtungen und im ganzen Bistum gestärkt wird“. Und schließlich: „Es soll dazu beitragen, notwendige Schwerpunkte auf dem Weg der Kirche in die Zukunft zu setzen“.

Es gab zehn Themenbereiche oder Arbeitsgruppen, die anhand der Umfrage durch die „Anstöße“ zentrale Themen der Kirche im Erzbistum Köln behandelten. Die „Schlußvoten“ dokumentieren diese Vorgehensweise, wenn sie zu den zehn Themen ihre Ergebnisse vorlegen. Es geht dort um die „Zukunft der Gemeinde“, um die „Gemeinde als Ort gemeinsamen Lebens und Glaubens“, um die „Liturgie“, um „Kinder und Jugendliche“, um die „Öffnung der Kirche“, um die „Sakramentenpastoral“, um die „Frauen in der Kirche“, um die „Sorge um Ehe und Familie“, um die „Ökumene“ und um die „Kirche in heutiger Gesellschaft“.

Zu jedem Votum werden die Abstimmungsergebnisse mitgeteilt; eine Liste der Teilnehmer und Teilnehmerinnen an den Abstimmungen rundet das Heft ab.

Neben den „Schlußvoten“, die meistens den Erzbischof bitten, etwas in Kraft zu setzen oder einzuführen, gibt es noch „Meinungsbilder“ über solche Themen, die nicht in die Kompetenz eines Bistums fallen. Dort werden Themen behandelt wie Priesterweihe der Frau, Spendung der Krankensalbung durch Diakone, pastorale Tätigkeit der aus dem Amt ausgeschiedenen Priester etc., wobei auffällt, daß die Frage der Familienplanung, die das Lehramt der Kirche eindeutig entschieden hat, dennoch unter die „Schlußvoten“ (8.10) aufgenommen wurde.

– Das Pastoralgespräch beansprucht also, „... notwendige Schwerpunkte auf dem Weg der Kirche in die Zukunft zu setzen“.

Es ist daher zu fragen, wie sich die Ergebnisse mit dem Petrusamt vertragen, ist doch der Papst der oberste Hirte der Kirche und Träger der höchsten und universalen Seelsorgsgewalt, wie Christus Dominus, Art. 2, es ausdrückt. Hier soll untersucht werden, wie sich das Pastoralgespräch zum Petrusamt verhält. Es geht ja um die Frage nach der Zukunft der Kirche im Erzbistum Köln: Soll sie mit oder ohne das Petrusamt gestaltet werden?

I.

Zunächst ist die Stellung des Petrusamtes im Rahmen des katholischen Glaubens und des *sentire cum ecclesia* zu skizzieren.

• Was nun gerade das Erzbistum Köln angeht, so wird der mit der Geschichte dieser Ortskirche vertraute an den Theologen Matthias Joseph Scheeben denken, der in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Priesterseminar Dogmatik lehrte und dessen Dogmatik-Lehrbuch zu den führenden seines Faches zählt<sup>6</sup>.

Dieser Theologe verließ geistig oft seine Studierstube, um in den Wirren um das Unfehlbarkeitsdogma von 1870 und im folgenden „Kulturkampf“ das Petrusamt zu verteidigen<sup>7</sup>. Er erinnerte die Kleriker der Erzdiözese Köln in den Auseinandersetzungen um die „Altkatholiken“, die sich aus Opposition gegen das Unfehlbarkeitsdogma von der Kirche abspalteten, an den alten Kölner Wahlspruch: Die Kölnische Kirche, die stets getreue Tochter der römischen Kirche<sup>8</sup>. Damit spielte er an auf das alte Kölner Stadtsiegel<sup>9</sup>.

Diese auch emotionale Bindung an den hl. Petrus, die noch gestützt wird durch den Kölner Dom (die größte Glocke heißt „decke Pitter“), hat ihren Grund in der Hl. Schrift.

– Nach Joh 21, 15 wird der Apostel Petrus zum Seelenhirten der Kirche Jesu Christi bestellt. Und nach Lk 22, 32 soll Petrus seine Brüder stärken. Es ist schon fast überflüssig, an die bekannte Stelle Mt 16, 18 ff. zu erinnern: Hier erhält Petrus und seine Nachfolger das Recht, das Himmelreich zu öffnen und zu schließen. Der letzte Grund allen pastoralen Tuns ist ja, den Menschen in den Himmel zu führen. Seelsorge möchte die Menschen zum ewigen Leben geleiten, weswegen auch Pastoral ohne das Petrusamt nicht möglich ist. Die Binde- und Lösegewalt des Petrus, und schließlich auch des Priesters in der Beichte, ist eine *condicio sine qua non* aller Pastoral.

Daß diese Dimension der Seelsorge wieder neu entdeckt werden muß, hat in erschütternder Weise Georg May in seinem Aufsatz über das Bußsakrament verdeutlicht<sup>10</sup>.

Das Petrusamt ist das äußerlich sichtbare Fundament der apostolischen Kirche. Nach can. 331 CIC ist der Papst das „Haupt des Bischofskollegiums, Stellvertreter Christi und Hirte der Gesamtkirche auf Erden“.

Wie nun übt der Papst sein Hirtenamt aus?

• Der derzeitige Inhaber des Petrusamts, Papst Johannes Paul II., hat in einer Fülle von Lehrschreiben unterschiedlichen dogmatischen Ranges sehr deutlich zu den Fragen der heutigen Seelsorge Stellung genommen. Ebenso äußert er sich zu Fragen der Pastoral und der Doktrin, wenn er durch seine Kongregationen grundsätzliche Entscheidungen veröffentlichten läßt, vor allem durch die Glaubenskongregation<sup>11</sup>.

<sup>1</sup> Presseamt des Erzbistums Köln: Schlußvoten und Meinungsbilder. Pastoralgespräch im Erzbistum Köln. Köln 1996.

<sup>2</sup> Diözesanrat im Erzbistum Köln: Anstöße zum Pastoralgespräch im Erzbistum Köln. Köln 1993. An diesem Heftchen fällt auf, daß die wirklich brennenden Fragen der Kölner Kirche (wie z. B. die zunehmenden Kirchenaustritte) nicht thematisiert wurden.

<sup>3</sup> Presseamt des Erzbistums Köln im Auftrag des Diözesanpastoralrates: Arbeitsergebnis des Pastoralgesprächs im Erzbistum Köln. Köln 1994; begleitet wurde das ganze Unternehmen von zahlreichen Ausgaben der Zeitung „Pastoral im Gespräch“.

<sup>4</sup> Schlußvoten 157.

<sup>5</sup> ebd. 157.

<sup>6</sup> Vgl. meinen Aufsatz: M.J. Scheeben als Seelsorger, in: InKathZ 17 (1988) 373–383.

<sup>7</sup> Siehe meinen Aufsatz: Der Kölner Dogmatiker M.J. Scheeben als Gegner der Unfehlbarkeitsschriften I.v. Dollingers, in: Wissenschaft und Weisheit 43 (1980) 155–172.

<sup>8</sup> Vgl. Heribert Bodewig/Joseph Overath: Ausgewählte Quellen zur Kölner Diözesangeschichte. Siegburg 1980, 118–119; sowie mein: Wenn Steine reden . . . Monumentale Quellen zur Kölner Diözesangeschichte. Siegburg 1982, 65–66.

<sup>9</sup> Vgl. Overath, Wenn Steine reden . . . 68 (Bild des Siegels).

<sup>10</sup> Das verlorene Sakrament, in: Theologisches 25/26 (1995/96) 569–590.

<sup>11</sup> Es ist in diesem Rahmen nicht nötig, die gesamte Literatur zum Petrusamt zu nennen; es sei aber eigens verwiesen auf Joseph Kard. Ratzinger: Zur Gemeinschaft berufen. Kirche heute verstehen. Freiburg/Basel/Wien 1991.

Der Katholik wird sich in einer großen Offenheit diesen Verlautbarungen zuwenden (die er übrigens kostenlos beziehen kann<sup>12</sup>).

Für die Laien wird sicherlich das Studium des apostolischen Schreibens „Familiaris consortio“ vom 22. November 1981 als Pflichtlektüre angesehen werden müssen, bevor sich jemand z. B. über die Familienplanung äußert. Oder um überhaupt nicht nur die „veröffentlichte Meinung“ über des Papstes Sexuallehre nachzuplappern, muß jeder wache Katholik sich mit der Enzyklika „Veritatis splendor“ vom 6. August 1993 auseinandergesetzt und dessen Schreiben „Evangelium vitae“ vom 25. März 1995 durchgearbeitet haben.

– Durch das Studium dieser und anderer Schreiben des Heiligen Vaters wird er unschwer bemerken, daß sich in der heutigen Kirche, zumal in großen Teilen der deutschsprachigen Kirche, ein antipäpstlicher Affekt breitgemacht hat<sup>13</sup>. Zugleich wird der Katholik nicht nur diesen zerstörerischen Spaltpilz wahrnehmen, sondern auch mit seinem Glaubensgehorsam immer tiefer erkennen können, wie sehr der Papst die Zeichen der Zeit erkennt und mit welch guten Argumenten er die Lehraussagen unterstützt.

In dieser Hinsicht wird der Katholik erkennen, daß das Petrusamt die sicherste Garantie für die wahre Freiheit der Kirche ist. Im Zeitalter der Diktatur der Massenmedien, die einseitig über den Papst schimpfen, ist der jetzige Heilige Vater der Garant dafür, daß jeder Katholik freien Zugang zur authentischen Lehre der Kirche hat.

● Auch die Veröffentlichung des „Katechismus der Katholischen Kirche“ muß auf diesem Hintergrund gesehen werden. Hier hat der Papst in einer einzigartigen Zusammenarbeit mit dem Bischofskollegium ein Buch herausgegeben, das dem katholischen Menschen eine zuverlässige Zusammenfassung der Glaubens- und Sittenlehre bietet<sup>14</sup>.

Es dürfte selbstverständlich sein, daß die Teilnehmer an Pastoralgesprächen, die Mitglieder der PGR und die übrigen Katholiken, die die Zukunft der Kirche in unserem Land wünschen, sich mit diesen authentischen Darstellungen der katholischen Lehre seitens des obersten Hirten der Kirche vertraut machen.

*Aber bereits das erste Lesen der „Schlußvoten und Meinungsbilder“ des Kölner Pastoralgesprächs läßt die Vermutung aufkommen, daß die hier genannten grundlegenden Schriften zu einer verantwortlichen Pastoral mit und unter dem Petrusamt sträflich vernachlässigt wurden.*

## II.

● Die Frage, die sich jetzt stellt, lautet: Zeigt der Text der „Schlußvoten und Meinungsbilder“, daß der Papst als oberster Hirte der Kirche anerkannt ist?

– Schlußvotum 1.4 zitiert einen Satz aus Art. 31 von Lumen gentium. Unter dem Begriff „Wahrnehmung von Leitung“ (durch Laien) wird auf das priesterliche, prophetische und königliche Amt Christi verwiesen, das durch die Taufe allen Getauften geschenkt wurde. Aber Art. 31 von Lumen gentium betont bezüglich der Laien mehr deren Weltauftrag. Der Artikel des Konzils ist im Text des Pastoralgesprächs verfremdet worden.

– In 1.16 wird angekündigt, daß das Priesterbild der Gegenwart geklärt werden müsse: „Dabei ist das offene Gespräch über andere Zugänge zum Priesteramt erwünscht“. Auch an dieser Stelle wird mit keinem Wort das Lehramt des Papstes und der Kirche hinsichtlich des Priestertums und des Zölibates erwähnt.

– In 3.2 wird die Liturgiekonstitution erwähnt. Unter Berufung auf deren Art. 28 wird an die „Grundregel der Rollenverteilung“ in der Liturgie erinnert. Der fragliche Artikel kennt aber den Begriff

<sup>12</sup> Die Reihe „Verlautbarungen des Apostolischen Stuhles“ erscheint bei der Deutschen Bischofskonferenz in Bonn und kann von dort oder von den bischöflichen Presseämtern kostenlos bezogen werden.

<sup>13</sup> Ein frühes Beispiel für die Auseinandersetzung mit diesem antirömischen Affekt stellt mein Büchlein „Des Papstes neuer Freund?“ dar, das 1989 in Abensberg erschienen ist.

<sup>14</sup> Vgl. dazu: Paßt der Glaube in ein Buch? Zum Erscheinen des „Katechismus der Katholischen Kirche“, in meinen „Wortmeldungen eines Landpastors. Religiöse Zeitfragen“ Abensberg 1993, 234 ff.

„Rolle“ nicht, der ja wohl der Psychologie entnommen wurde. Das „Pastoralgespräch“ konnte sich wohl nicht dazu durchringen, von einem hierarchisch gegliederten Volk Gottes zu sprechen.

– Ebenfalls 3.15 nimmt Bezug auf die Liturgiekonstitution. Das Votum verlangt, daß „... auch kirchlich nicht gebundene Künstler Werke dort einbringen ...“.

Eine Berufung auf Art. 122 ist aber wohl nicht möglich, weil dort gerade die Kirche als Schiedsrichterin darüber beschrieben wird, ob die Kunstwerke aus dem Geist des Glaubens stammen und ob sie der Würde des Heiligtums entsprechen.

– Unter 5 (Öffnung der Kirche) heißt es stark verallgemeinernd: „Kirche muß die Welt hereinlassen, sich öffnen für die Welt“. Kein Wort findet sich hier davon, daß Jesus Christus in die „Welt“ kam, um Zeugnis abzulegen für die Wahrheit, worauf z. B. „Gaudium et spes, luctus et angor“ Art. 3 hinweist. Wie das zu verstehen ist, wenn sich die Kirche für die Welt öffnet, verdeutlicht 5.1: „Verkündigung auf Gemeindeebene mit Ereignischarakter und Symbolhandlungen (von Greenpeace lernen)“. Auch wenn dieser Satz nicht Bestandteil der Schlußvoten ist, so zeigt er doch, welches Bild von „Seelsorge“ hinter dem Heft steht.

● Der Abschnitt 7 (Frauen in der Kirche) läßt jede Anlehnung an das Lehramt der Kirche vermissen; betont wird in den „Allgemeinen Bemerkungen“, Frauen müßten in Amt und Leitung der Kirche mitwirken können. Das klingt mindestens mißverständlich, zumal Papst Johannes Paul II. klargestellt hat, daß Frauen nicht das Priesteramt erlangen können. Wenn dann auf das Laiendekret hingewiesen wird, ist das wieder eine Art Alibistelle. Dort heißt es „... Laien und damit Frauen“ haben durch das Taufsakrament Anteil am Allgemeinen Priestertum. Sprachlich ist der Text verunglückt: Laien sind Männer und Frauen. Die Betonung der Frauen alleine hat auf jeden Fall keine Stütze im Konzilstext.

– Unter 8.1 wird über das Sakrament der Ehe gesprochen, wobei der Zusammenhang von Christus und Kirche für dieses Sakrament übersehen wird. Die allgemeine Formulierung, die Ehe werde bestärkt durch die Heilszusage Gottes ist eher geeignet, katholisches Eheverständnis zu verunklären.

– Mit 8.10 tritt sodann der Text in einen offenen Widerspruch zum kirchlichen Lehramt, vor allem in Widerspruch zu der Lehre des Konzils über die Familienplanung und deren Interpretation durch die Päpste Paul VI. und Johannes Paul II., die die authentischen Interpreten der Sittenlehre sind. Der Text von 8.10 schränkt den Geschlechtsverkehr nicht mehr auf die Ehe ein (er spricht nur von „Paaren“), und er gesteht der Lehre der Kirche gerade noch zu, daß die „Paare“ diese „gewissenhaft“ erwägen.

Wieder als Alibifunktion wird dann in 8.13 das Papstschreiben „Familiaris consortio“ genannt bezüglich der Eheleute, die eine zweite Zivilehe eingegangen sind. Das im Text stehende „auch“ relativiert die Aussagen des Papstwortes entscheidend; es vermittelt den Eindruck, als rangiere das Wort des obersten Seelsorgers der Kirche hinter dem Kölner Pastoralgespräch.

● 8.14 geht einen anderen Weg, was den Kommunionempfang von Menschen mit der zweiten Zivilehe angeht; hier ist die Lehre der Glaubenskongregation verlassen worden. Es wundert dann nicht mehr, daß eine „Dialogkultur zwischen dem Lehramt und den Gläubigen“ gefordert wird (S. 97 in den „Begründungen“). Ein peinlicher Fehler schleicht sich wenige Zeilen weiter ein, wenn im Hinblick auf den „Katechismus der Katholischen Kirche“ als vom „... römischen Katechismus“ (S. 97) die Rede ist. Diesen wollte der Katechismus ja gerade ablösen!

– Unter 9.12 wird gefordert, der Erzbischof möge alles tun, damit die „eucharistische Mahlgemeinschaft“ zwischen den Konfessionen bald möglich werde. Hier ist übersehen, daß der Heilige Vater noch neulich den Standpunkt der Kirche in einer Enzyklika verdeutlicht hat<sup>15</sup>. Überdies ist die Rede von der „eucharistischen

<sup>15</sup> Vgl. Ut unum sint vom 25. Mai 1995 (Amtsblatt der Erzdiözese Köln 135 (1995) 159–185), dort vor allem Art. 79.

Mahlgemeinschaft“ nicht geeignet, die katholische Lehre von der Eucharistie zu verdeutlichen; die Einseitigkeit in der Verwendung dieses Begriffes spricht Bände<sup>16</sup>.

In 10.11 taucht dann endlich einmal das Wort „katholisch“ auf, was dort aber nicht diachron benutzt wird, sondern eher im Sinne von „international“.

• Es zeigt sich, daß aus den „Schlußvoten“ nicht zu entnehmen ist, daß der Papst als oberster Hirte anerkannt würde; ja, es ist noch nicht einmal ein allgemeines Stehen in der Tradition der katholischen Lehre an entscheidenden Punkten zu erkennen.

Ähnliches zeigt sich auch an den „Meinungsbildern“.

– So heißt es auf S. 119, der Generalvikar habe auf die „... einzigartige, im römischen Recht nicht „abgefederte“ Stellung der deutschen Pfarrgemeinderäte“ hingewiesen, womit wohl verhindert werden sollte, daß der PGR den Pfarrer verbindlich festlegen kann. Hier ist das Pastoralgespräch mit knapper Not einer Sanktionierung des evangelischen Presbyteriums für den katholischen Raum entgangen.

– Peinlich wird die Diskussion um Diakonat und Priestertum der Frau, wenn vorausgesetzt werden darf, daß der Papst der oberste Lehrer der Kirche ist. Obwohl der Heilige Vater mit höchster Autorität festgestellt hatte, die Kirche könne Frauen nicht zu Priestern weihen, fühlen sich 75,3 % der Teilnehmer „betroffen“ über diese von der Hl. Schrift und Tradition gestützten Lehre des Papstes.

– Auch in der Frage, ob Diakonen die Spendung der Krankensalbung übertragen werden soll, offenbart sich der unkirchliche Geist der Versammlung. Obwohl doch Jak 5, 14 vom „presbyteros“ spricht und auch die Tradition die Frage eindeutig beantwortet u. a. damit, man müsse einen Priester zur Krankensalbung „einfliegen“ (S. 123).

*Nach dem bisher gesagten, überrascht es nicht, daß 78,2 % sich dafür einsetzen, „trotz der Verbindlichkeit des Weiheversprechens“ (S. 125), Priester, die aus dem Amt geschieden sind, wieder in der Seelsorge einzusetzen.*

### III.

• Gleich nach Abschluß wurde das Kölner Pastoralgespräch von verschiedenen Seiten kritisiert.

Zwei kritische Stimmen, die sich in Leserbriefen äußerten, seien hier vorgestellt.

– Am 20. Januar 1996 stellte ein ehemaliger kirchlicher Mitarbeiter fest, es sei ein „horizontales Schisma“<sup>17</sup> in der Kölner Kirche. „Worte, nichts als schöne und erhebende Worte sind es, die das Pastoralgespräch hervorgebracht hat. Die Wahrheit ist konkret. Der Graben zwischen Anspruch und Wirklichkeit klafft tiefer denn je...“. Auf der einen Seite stehe der Satz „Wir sind Kirche“ und auf der anderen Seite stehe ein Bischof, der sage: „Ich, der Bischof, bin Euer Herr und Meister“. Diese Spannung sei ein „Schisma“; das alles sei für einen gläubigen Menschen kaum auszuhalten.

– Aus ganz anderer Sicht nahm ein Leserbrief am 12. April 1996 Stellung zu dem Ergebnis des Pastoralgespräches<sup>18</sup>. Dort wurden spezifisch „theologische Aussagen“ vermißt: „... man prüfe einmal, wie oft in den Texten das Wort „Gott“ vorkommt, und wie oft Stellen aus der Heiligen Schrift zitiert werden!“ Es wurde auch bemängelt, daß der „Katechismus der Katholischen Kirche“ sich nicht in den Texten ausgewirkt hat. Dann schreibt der Leser: „Ironie der Geschichte: Über der Pforte des alten Priesterseminars in Bensberg, dem Tagungsort des Pastoralgespräches, stehen die

Worte: „Ecclesia Coloniensis semper S. Sedis Apostolicae fidelis filia“. Ich habe jedenfalls vor, weiterhin treues – und fideles – Mitglied der römisch-katholischen Kirche zu bleiben“.

Das Pastoralgespräch scheint auf alle Fälle nicht erreicht zu haben, daß die verschiedenen Richtungen innerhalb der Seelsorge sich wirklich auf die Gemeinsamkeiten besonnen haben. Der Weg in die Zukunft der Kölner Kirche wird ebenso holprig sein, wie er das vor diesem „Ereignis“ schon gewesen ist.

• Aber wie lautet das Ergebnis bezüglich des Verhältnisses von Petrusamt und Pastoralgespräch?

#### 1.

Der Schlußtext läßt Bezugnahmen auf die Hl. Schrift vermissen und schafft es demzufolge auch nicht, den Petrusdienst in der Kirche zu würdigen oder auch zu berücksichtigen.

Bei wichtigen Fragestellungen, wie z. B. Diakonat oder Priestertum der Frau, wird kaum Bezug auf die Hl. Schrift genommen. Ja, im eklatanten Widerspruch zu „Ordinatio sacerdotalis“ wird die schriftgemäße Lehre der Kirche, sie könne keine Frauen zur Priesterinnen weihen, einfach mit der Kategorie der „Betroffenheit“ über das klärende Wort des obersten Hirten und Lehrers der Kirche verdrängt<sup>19</sup>.

Zwar wurde diese Frage nicht in den „Schlußvoten“ behandelt, sondern nur in den „Meinungsbildern“, aber dabei handelt es sich um eine Taktik, die durchschaubar ist.

Denn die Unterscheidung von Fragen, die die Weltkirche zu entscheiden hat und die auf Bistumsebene entschieden werden können, ist fiktiv. Kein römisch-katholischer Christ kann im Ernst die Einheit mit dem Petrusamt (und auch mit dem Bischofskollegium) in Frage stellen, indem er „Lösungen“ vorschlagen würde, die das Petrusamt in voller Übereinstimmung mit dem Bischofskollegium schon längst und auch jüngstens entschieden hat.

Beispiele für jüngst geklärte Fragen durch das Petrusamt sind das Verbot der Weihe für Frauen zum Priester, die Lehre von „Humanae vitae“ und der Zölibat.

*So wie das Pastoralgespräch mit dem Petrusamt umgeht, steht außerhalb schon der neutestamentlichen Auffassung und stellt zumal die neuere Entwicklung der Ausübung des Primates des Papstes in Frage.*

#### 2.

Auch die Spannung von Vatikanum II. und dem schriftlichen Ergebnis des Pastoralgespräches ist nicht zu übersehen. Es wurde unter II. gezeigt, daß die wenigen Zitate aus den Konzilstexten eher nicht das wiedergeben, was der Fundort hatte aussagen wollen.

Bei dem „Meinungsbild“ über den Diakonat für die Frau (S. 121) wird mit keinem Wort erwähnt, daß seit dem Vatikanum II. die Frage komplizierter geworden ist, weil nun die Dreistufigkeit des einen Ordo noch deutlicher geworden ist<sup>20</sup>.

Es drängt sich der Eindruck auf, daß die Teilnehmer kaum in die Tradition der Kirche geschaut haben, sondern wohl eher gemeint haben, sie seien die „Macher“ einer neuen Kirche.

Auf jeden Fall sollte eine „Synode“ nach dem Vatikanum II. an den Texten dieser Kirchenversammlung nicht einfach vorbeigehen und den Eindruck erwecken, als sei das alles für die Zukunft der Kölner Kirche zweitrangig.

#### 3.

Das Lehramt der Päpste wurde vollkommen übersehen. Das zeigt sich am augenfälligsten an der Behandlung der Themen: Familienplanung, Spendung der Krankensalbung durch Diakone und an der Frage nach der Weihe der Frau zum Priester.

<sup>16</sup> Die Eucharistie ist mit dem Meßopfer verbunden; im ökumenischen Gespräch wird man nur verantwortbar Fortschritte erreichen, wenn die Positionen geklärt werden. Durch die Übernahme des Begriffes der „eucharistischen Mahlgemeinschaft“ wird das Problem nicht begrifflich sauber beschrieben.

<sup>17</sup> Es handelt sich um Dr. Boverter, langjähriger Leiter der Thomas-Morus-Akademie in Bensberg bei Köln; Leserbrief in: Kölnische Rundschau Nr. 17, 20. 1. 1996.

<sup>18</sup> Kirchenzeitung für die Erzdiözese Köln Nr. 15, 12. April 1996; der Verfasser ist Stadtdechant Dr. Dieter Froitzheim aus Leverkusen.

<sup>19</sup> Am 22. Mai 1994 veröffentlichte der Papst sein Apostolisches Schreiben „Ordinatio sacerdotalis“, Stein am Rhein 1994; vgl. dazu: Manfred Hauke: „Ordinatio sacerdotalis“: das päpstliche Schreiben zum Frauenpriestertum im Spiegel der Diskussion, in: Forum Kath. Theologie 11 (1995) 270–298; siehe auch meine „Wortmeldungen“ (wie Anm. 14) 146 ff. (Zur Diskussion um die Frauenordination).

<sup>20</sup> Vgl. dazu: Manfred Hauke: Diakonat der Frau?, in: Forum Kath. Theologie 12 (1996) 36–45.

● 8.10 ist auf keinen Fall mit der Lehre der Päpste in Einklang zu bringen. Dort heißt es: „Den Paaren kommt es zu, unter Erwägung kirchlicher Aussagen gewissenhaft die für ihre konkrete Situation am besten geeignete Methode der Empfängnisverhütung zu wählen“.

Es ist unverständlich, daß dieses Gremium nicht verstanden haben soll, was Papst Johannes Paul II. in „Familiaris consortio“, Art. 32 ausgeführt hat: „Es handelt sich um einen Unterschied, der größer und tiefer ist, als man gewöhnlich meint, und der letzten Endes mit zwei sich gegenseitig ausschließende Vorstellungen von Person und menschlicher Sexualität verknüpft ist“.

Der Papst meint damit den Unterschied der Zeitwahl und der künstlichen Verhütung<sup>21</sup>.

– Das Pastoralgespräch übernimmt eine sehr fragwürdige Deutung des Gewissens, wenn es nicht den unauflöselichen Zusammenhang von Wahrheit, Sittengesetz und Gewissen betont, sondern das Gewissen von den Kirchlichen Weisungen trennt. Die Weisungen der Kirche werden im Text ohnehin nur noch zu „Aussagen“.

– Auch in der Frage nach der Spendung der Krankensalbung durch Diakone verläßt das Pastoralgespräch den Zusammenhang mit dem römischen Lehramt. Das „Meinungsbild“ argumentiert ausschließlich funktionalistisch (S. 123–124). Es übersieht vollkommen, daß nicht nur das erneuerte Kirchenrecht und der Katechismus die Spendung der Krankensalbung durch Diakone nicht vorsehen, sondern daß auch die Apostolische Konstitution „Sacram Unctionem Infirmorum“ Papst Paul VI. vom 30. November 1972 diese Frage geklärt hat. Hier wird einfach durch Mehrheitsbeschluß das in Frage gestellt, was die Kirche, einschließlich des Vatikanum II., immer gelehrt hat und in der Hl. Schrift und in der Tradition einleuchtend begründet ist.

● Diesen Traditionsbruch zeigt das Pastoralgespräch auch bei der Frage nach der Priesterweihe der Frau. 75,3 % fühlen sich sehr betroffen von der Entscheidung des Papstes, die er in „Ordinatio sacerdotalis“ begründet hat.

Hier wird wieder nicht gefragt, ob denn der gläubige Katholik nicht im sentire cum ecclesia die Zustimmung zu Entscheidungen in Glaubens- und Sittenfragen geben muß, sondern man versucht, durch eine nicht glaubensmäßige oder nichttheologische Kategorie der „Betroffenheit“ um die Zustimmung herum zu kommen. Kardinal Meisner hatte am 1. Dezember 1995 in einem Artikel festgestellt die Lehre des Papstes sei „unfehlbar“<sup>22</sup>.

*Es bleibt festzustellen, daß 75,3 % der Teilnehmer des Pastoralgespräches sich kaum mit unfehlbarer Lehre der Kirche anfreunden können. Es macht dabei keinen Unterschied, ob sich nun diese Ablehnung des Petrusamtes in einem „Schlußvotum“ oder in einem „Meinungsbild“ findet. Entscheidend ist der unkirchliche und antipäpstliche Geist dieses Gremiums.*

4.

Auch in Fragen, die in der Theologie noch diskutiert werden, versagt der Schlußtext des Kölner Pastoralgespräches.

Auf S. 121 findet sich im „Meinungsbild“ über den Diakonat der Frau die Aussage, es habe auch im Neuen Testament Diakonissen gegeben. Manfred Hauke konnte die ganze Fragestellung untersuchen, und er kommt zu dem Ergebnis, daß eine Diakonenweihe für Frauen nicht dem Befund der Tradition gerecht wird<sup>23</sup>.

<sup>21</sup> Vgl. dazu vor allem: Johannes Bökmann (Hrsg.): Befreiung vom objektiven Guten? Vom verleugneten Desaster der Antikonzeption zum befreienden Ethos. Vallendar. Schönstatt 1982; und Ernst Wenisch (Hrsg.): Elternschaft und Menschenwürde. Zur Problematik der Empfängnisregelung. Vallendar-Schönstatt 1984; dort weitere Literatur.

<sup>22</sup> Definitiv katholisch, in: Rheinischer Merkur Nr. 48, 1. Dezember 1995, 24, unter Bezugnahme auf die Erklärung der Glaubenskongregation vom 28. Oktober 1995; beide Texte haben sich auf das Pastoralgespräch nicht ausgewirkt.

<sup>23</sup> Vgl. Hauke (wie Anm. 20): „Um die Sache auf den Punkt zu bringen: eine sakramentale Diakonenweihe für Frauen ist historisch nicht zu rechtfertigen und systematisch nicht zu trennen von einer Zulassung zu den anderen Weihestufen“ (45).

Offensichtlich haben sich die Mitglieder des Pastoralgespräches sehr einseitig über die theologischen Fragen informiert. Das wird auch deutlich an dem Begriff „eucharistische Mahlgemeinschaft“, mittels dessen der Eindruck erweckt werden soll, als sei eine Kommuniongemeinschaft zwischen den Konfessionen schon bald möglich. 9.12 übersieht vollkommen, daß die Frage nach der gemeinsamen Kommunion mit der Frage nach dem Meßopfer und dem Weihenamt verbunden ist.

Auch hier ist übersehen worden, daß der Papst noch im Mai 1995 diese Frage entschieden hat<sup>24</sup>.

\*

Es zeigt sich, daß die „Schlußvoten und Meinungsbilder“ nicht mit den Lehräußerungen der Päpste nach dem Vatikanum II. zu vereinbaren sind.

– Eine Veranstaltung wie das Kölner Pastoralgespräch hat sträflich versäumt, dem antipäpstlichen Affekt der deutschen Kirche entgegenzuwirken. Letztlich ist das Kölner Pastoralgespräch nichts weiter denn das Kirchenvolksbegehren auf einer „höheren“ Ebene<sup>25</sup>.

Aus dem Blick des Seelsorgers ist die ganze Veranstaltung, die viel Geld gekostet und die sogar mit eigenen Krawatten aufgewartet hat, eine leider vertane Chance.

– Die wirklich drängenden Probleme der Kirche im Kölner Erzbistum sind nicht einer Lösung zugeführt worden, wie z. B. Rückgang der Priesterberufe, Kirchenaustritte, Verunsicherung der Priester durch die Dauerdiskussion über Priesterbild und Zölibat.

– In die Kirchengeschichte wird dieses kostenträchtige Unterfangen eines Teils der Kölner Kirche eingehen als der mißlungene Versuch, durch „Öffnung der Kirche“ die Kirche zu sanieren.

An vielen Stellen des Schlußtextes geht es aber nicht mehr nur um eine „Öffnung der Kirche“, sondern um eine Gleichmachung, was immer dann der Fall ist, wenn das Petrusamt ausgeklammert wird.

*„Aber eine Kirche, die sich der Welt gleichmacht, kann der transzendenten Bestimmung der Welt und des Menschen nicht dienen. Sie muß vielmehr, ihrem gottmenschlichen Ursprung gemäß, das Werkzeug und das Zeichen Gottes bleiben, das in der Welt über die Welt hinausweist auf das Göttliche, das Heilende und das Heilige hin“<sup>26</sup>.*

Die Adresse des Autors: Dr. theol. Joseph Overath,  
Hauptstr. 54, 51789 Lindlar

<sup>24</sup> Vgl. oben Anm. 15

<sup>25</sup> Vgl. meinen Artikel: Das Kirchenvolksbegehren als Höhepunkt des Progressismus, in: Theologisches 25 (1995) 419–426; danach ist erschienen: Gabriele Gräfin Plettenberg (Hrsg.): Die Saat geht auf. Ist die Kirche mit ihrer Moral am Ende? Aachen 1995.

<sup>26</sup> Leo Scheffczyk: Aspekte der Kirche in der Krise. Um die Entscheidung für das authentische Konzil (Quaestiones Non Disputatae, Hrg. von Johannes Bökmann, Nr. 1), Siegburg 1993, 83.

## Kölner Priesterkreis

Die nächste Veranstaltung ist am

**Montag, 10. Juni 1996, 15.30 Uhr**

im Saal „Hannover“ des Hotels Mondial (SO-Seite des Domes).

Nach dem gemeinsamen Gebet der Vesper spricht:

**Prof. Dr. Wolfgang Kuhn (Univ. Saarbrücken) über:**

### Die Tiere der Bibel

– Mythologisches, Zoologisches, Amüsantes –  
(mit Lichtbildern)

Interessierte Priester, Diakone, Laien sind willkommen.

## Der Papst, die Nazis und die Juden

### Geschichtsfälschung ohne Ende

*Natürlich wissen wir nicht, was den englischen Fernsehautor Jonathan Lewis bewogen hat, den sog. Dokumentarfilm zu drehen, der inzwischen von Dezember 1995 bis April '96 sechsmal unter dem Titel „Der Papst, die Nazis und die Juden“ ausgestrahlt wurde. Wieder einmal versuchen Medienleute, die es eigentlich besser wissen müßten, Pius XII. zumindest eine Mitschuld an der Ermordung zahlloser Juden anzulasten.*

• Dabei hat die Geschichtsforschung inzwischen unwiderleglich nachgewiesen, daß die schweren Anschuldigungen Rolf Hochhuths in seinem Pamphlet „Der Stellvertreter“ mit der geschichtlichen Wahrheit nichts zu tun haben. Bei den Vorarbeiten zu seinem Film hätte der Autor zumindest überdenken sollen, was Kardinal Montini, der langjährige Mitarbeiter Pius XII., unmittelbar vor Beginn des Konklaves, aus dem er als Papst Paul VI. hervorging, an den Direktor der englischen Zeitschrift „The Tablet“ schrieb:

„Warum es schließlich Pius XII. nicht auf einen offenen Konflikt mit Hitler ankommen ließ, um so Millionen Juden vor dem nazistischen Blutbad zu retten, das ist für denjenigen nicht schwer verständlich, der nicht den Fehler Hochhuths begeht und die Möglichkeit einer wirksamen und verantwortungsvollen Aktion in jener schrecklichen Zeit des Krieges und der nazistischen Gewalt Herrschaft mit dem Maßstab beurteilt, was man unter normalen Umständen hätte tun können, d. h. in der willkürlichen und hypothetischen Situation, die der Phantasie eines jungen Komödiographen entsprungen ist . . . Gesetzt den Fall, Pius XII. hätte das getan, was ihm Hochhuth vorwirft, nicht getan zu haben, dann hätte das zu derartigen Repressalien geführt, daß der gleiche Hochhuth mit größerer geschichtlicher, politischer und moralischer Einschätzung nach Kriegsende ein anderes Drama hätte schreiben können . . . nämlich das Drama des „Stellvertreters“, dem wegen politischen Exhibitionismus oder psychologischer Unachtsamkeit die Schuld zufallen würde, in der schon sehr gequälten Welt eine noch viel größere Zerstörung ausgelöst zu haben, weniger zum eigenen Schaden als zum Schaden unglücklicher Opfer.“

– Papst Johannes Paul II. kommt zum dritten Mal als Gast in die Bundesrepublik. Ob die bisher sechsmalige Ausstrahlung der sog. Dokumentation über Pius XII. und seine (Mit)Schuld am Holocaust als „Willkommensgruß“ gedacht war, entzieht sich unserer Kenntnis. Ein besonders freundlicher Akt im Vorfeld dieses Papstbesuches sind diese Sendungen freilich gewiß nicht, zumal sie im Zeitalter gezielter Desinformation geeignet sind, Gläubige, die nicht über genügend historisches Wissen verfügen, zu verunsichern und an der moralischen Glaubwürdigkeit der Kirche zweifeln zu lassen.

Selbst dem Nichtfachmann dürfte aber auffallen, daß der Film schon mit Namen dort auftretender Persönlichkeiten recht sorglos umgeht, von den geschichtlichen Tatsachen ganz zu schweigen. So wird aus dem polnischen Primas Hlond ein Kardinal Hamal und der Nuntius in Berlin, Erzbischof Orsenigo, zum Kardinal erhoben.

• Papst Johannes Paul II. wird in Berlin zwei katholische Priester seligsprechen, die als Martyrer des Nationalsozialismus ihr Leben gelassen haben. Der bekanntere von ihnen, der Berliner Dompropst Bernhard Lichtenberg, hatte seit der „Reichskristallnacht“ 1938 in den allabendlichen Andachten regelmäßig für die verfolgten Juden und alle Opfer der Nazidiktatur gebetet, bis er am 23. Oktober 1941 verhaftet wurde. Hochhuth hat ihm, neben Maximilian Kolbe, dem Martyrer der Nächstenliebe, seinen „Stellvertreter“ gewidmet, wohl, um zu unterstreichen, daß alle Bischöfe, in erster Linie natürlich der Papst, ebenso hätten handeln müssen. Papst Johannes XXIII., der unmittelbare Nachfolger von Pius-

XII., hatte als Nuntius in Rumänien tausende Taufscheine für Juden ausgestellt, ohne daß ein einziger Jude getauft wurde. Als Kenner der damaligen Situation und ihrer beschränkten Möglichkeiten, urteilte er über seinen Vorgänger: „Ein doktrinäer Papst hätte vielleicht ostentativ gehandelt; ein humaner mußte die stille Rettung der Verfolgten dem Posaunenstoß einer leeren Enzyklika vorziehen.“

– Da voraussichtlich Millionen Menschen den Fernsehfilm sahen, wollte ich bei zentralen katholischen Pressestellen erfahren, ob und was sie zu der neuerlichen Verleumdung eines der größten Wohltäter unseres Jahrhunderts zu sagen hätten. Erstaunlicherweise wußte aber die Zentrale der Katholischen Nachrichtenagentur (KNA) in Bonn überhaupt nichts von der Existenz des Films. Ich solle mich einmal bei KNA in München erkundigen. Doch auch dort wußte niemand Bescheid. Man verwies mich an den Kirchenfunk, der sich auch ahnungslos gab, obwohl das Bayerische Fernsehen den Film am 22. 2. gesendet hatte. Die Pressestelle des Sekretariats der Deutschen Bischofskonferenz war ebenfalls unwissend wie ein neugeborenes Kind.

Bei so viel Unwissenheit auf dem ureigensten Gebiet drängt sich die Frage auf, womit sich diese katholischen Presseinformationsstellen denn eigentlich befassen, wenn sie von einer eindeutig gegen Papst und Kirche gerichteten Fernsehsendung keinerlei Kenntnis hatten. Schwimmt doch diese sog. Dokumentation getreulich im Kielwasser des „Stellvertreters“.

– Als ich darauf verwies, daß die Hochhuthschen Greueltaten von der seriösen Geschichtsforschung längst als grobe Entstellungen und Verleumdungen entlarvt worden seien, versicherten mir sämtliche angefragten Stellen mit seltener Einmütigkeit, „da müsse man sorgfältig differenzieren.“ Die Moraltheologie kennt verschiedene Arten von Unwissenheit, die je nach dem Grad unterschiedlich qualifiziert werden. In dem konkreten Fall könnte man allenfalls von einer *ignorantia crassa seu supina*, einer Unwissenheit, zu deren Überwindung überhaupt nichts getan wird, sprechen, wenn nicht eine *ignorantia affectata*, eine gekünstelte Unwissenheit vorliegt. Diese könnte ihren Grund darin haben, daß sich inzwischen schon seit langem auch im katholischen Bereich die *political correctness* durchgesetzt hat, eine Ausdrucksweise, die sich dem Diktat der veröffentlichten Meinung beugt, um nicht als rechtsextrem und faschistisch denunziert zu werden.

Immerhin gibt es einen Lichtblick. Obwohl der inkriminierte Fernsehfilm weder in Österreich noch in der Schweiz ausgestrahlt wird, brachte Kathpress (die katholische Nachrichtenagentur Österreichs) eine ausführliche Stellungnahme zum Film und die Schweizerische Katholische Wochenzeitung veröffentlichte eine ganzseitige Filmkritik.

• Nun schrieb der hierzulande wohlbekannte jüdische Historiker und Theologe Pinchas E. Lapide in seinem 1967 erschienenen, als „Anti-Hochhuth-Buch“ konzipiertem Werk „Rom und die Juden“, das in dreijähriger Forschungsarbeit in vorwiegend jüdischen Archiven entstanden war, folgendes:

„Die katholische Kirche ermöglichte unter dem Pontifikat von Pius XII. die Rettung von mindestens 700 000, wahrscheinlich aber sogar von 860 000 Juden vor dem gewissen Tod von den Händen des Nationalsozialismus. . . Diese Zahlen überstiegen bei weitem die der von allen anderen Kirchen, religiösen Einrichtungen und Hilfsorganisationen. Überdies stehen sie in auffallendem Kontrast zu dem unverzeihlichen Zögern und heuchlerischem Lippendient von Organisationen außerhalb von Hitlers Einfluß, die zweifellos über weit größere Möglichkeiten verfügten, Juden zu retten, solange dazu noch Zeit war: das internationale Rote Kreuz und die westlichen Demokratien.“ (S. 188)

„The Jewish Chronicle“ (London) urteilte über dieses Buch: „Hier handelt es sich nicht um eine Reinwaschung, sondern um eine wesentliche Berichtigung zum „Stellvertreter“ von Rolf Hochhuth. Hätten denn Pius XII. und seine Kirche überhaupt mehr tun können?“ Und „The Jewish Observer and Middle East Review“

(ebenfalls London) meint: „Eine Tatsache verdient besonders hervorgehoben zu werden: daß diese Verteidigung Pius XII. aus der Feder eines Juden aus Israel kam, der Bürger eines Landes ist, das noch nicht vom Vatikan anerkannt wurde.“

– Pinchas E. Lapide erklärte in einem Interview der „Welt“ vom 17. 6. 66: „Hat sich Pius in seinen vielen Rundfunkappellen, Hirtenbriefen, Botschaften und in Schreiben an seine Bischöfe nicht klar gegen das Nazitum, hat er sich nicht für gleiche Barmherzigkeit gegenüber allen Opfern der Verfolgung – zweifellos auch gegenüber den Juden – ausgesprochen? Hätten die Neuheiden, die das göttliche Gesetz und die grundlegenden Gebote Jesu schamlos mißachteten, etwa auf einen Appell aus Rom gehört? Und hätte Pius, bar jeder Macht, Hitler trotzen – und gleichzeitig weiter heimlich Juden retten können? . Der Talmud lehrt uns: 'wer ein Leben rettet, dem wird es von der Schrift zugerechnet, als hätte er eine ganze Welt bewahrt.' Wenn das wahr ist – und es ist ebenso wahr wie die jüdische aller Lehren: die von der Heiligkeit menschlichen Lebens – dann muß ein Jude auch einen großen Retter jüdischen Lebens verteidigen.“

Als Sachverständiger wurde Professor Lapide von einer Kirchenzeitung gebeten, zur Fernsehsendung Stellung zu nehmen. Fünf deutsche Kirchenzeitungen veröffentlichten am 18. 2. seinen Artikel unter dem Titel „Der Holocaust und das angebliche Schweigen des Papstes“. Leider entging dieser gewichtige Beitrag ebenfalls der Aufmerksamkeit der erwähnten kirchlichen Medienstellen.

● Lapide schreibt nun, daß Hochhuth sich seinerzeit vergebens bemüht habe, Zugang zu den päpstlichen Archiven zu erhalten. Deshalb habe er ein Drama verfaßt, „das, wie er im Nachwort betont, ‚die freie Entfaltung der Phantasie erlaubt‘.“ Die auch in der Fernsehsendung vertretene Ansicht, ein großer Bannfluch gegen Hitler, „dem ein Gang Hitlers nach Canossa gefolgt wäre – und damit die triumphale Befreiung aller Juden, (sei) in der Tat eine aufrüttelnde Vision, die aber so gut wie nichts mit der harten, grausamen Wirklichkeit des Zweiten Weltkriegs zu tun hat.“

Lapide betont, daß der Vorwurf des „Schweigens“ nie zuvor von jüdischer Seite erhoben worden sei. Anders wäre auch das Beileidstelegramm der israelischen Außenministerin Golda Meirs zum Tode Pius XII. an den Vatikan unverständlich: „Wir trauern mit der Menschheit um das Hinscheiden Seiner Heiligkeit Pius XII. In einer Generation, die von Krieg und Zwietracht heimgesucht war, hielt er die Ideale des Friedens und des Mitleids hoch. Als unser Volk während des Jahrzehnts des Naziterrors ein furchtbares Martyrium durchlitt, erhob der Papst seine Stimme für die Opfer.“

– Gewiß konnte der Papst keine Wunder wirken und auch nicht die Deportation aller Juden aus Rom verhindern. Aber die Behauptung des Fernsehfilms, er habe „nichts unternommen, um auch nur ein jüdisches Kind zu retten“, ist nicht nur völlig absurd, sondern ausgesprochen verleumderisch. Zwar wurden 1 127 Juden aus Rom verschleppt, aber exakt 4 447 Juden auf Weisung Pius XII. in 102 Schwesternhäusern, 45 Männerklöstern und 8 weiteren kirchlichen Institutionen versteckt. 3 767 von ihnen über mehrere Wochen und Monate, wie Nachfragen im Vatikan ergaben. Bestand eigentlich eine solche Informationsmöglichkeit für die Filmemacher nicht? Was das Verstecken von Juden damals bedeutete, vermögen heutige Zeitgenossen unserer Wohlstandsgesellschaft, die in einem Rechtsstaat aufgewachsen sind, wohl kaum nachzuvollziehen. Nicht nur standen schwerste Strafen darauf, sondern all die Tausende mußten ja in einer Zeit der Rationierung von Lebensmitteln auch versorgt werden.

Übrigens wurden selbst auf dem eng begrenzten Territorium des Vatikans (0,44 qkm) neben Juden auch andere Flüchtlinge untergebracht. Einmal fanden nicht weniger als 8 000 Menschen Zuflucht in Castel Gandolfo, der Sommerresidenz des Papstes.

● Außerhalb „Großdeutschlands“ waren die Möglichkeiten, Juden zu helfen, günstiger, wenngleich sich auch innerhalb der

Reichsgrenzen mehrere kirchliche Stellen um Hilfe für die Juden bemühten. Hierzu wurden sie vom Papst ausdrücklich aufgefordert. In *Berlin* gab es das Bischöfliche Hilfswerk beim Ordinariat, dessen Leitung bis zu seiner Verhaftung Dompropst Lichtenberg innehatte. Nach seiner Inhaftierung führte Frau Dr. Sommer mit Umsicht und Unerschrockenheit diese Arbeit fort. In *Hamburg* konnte der St. Raphaels Verein bis zu seiner Schließung durch die Gestapo im Juni 1941 Verfolgten bei der Ausreise helfen. In *Freiburg* kümmerte sich Frau Dr. Luckner im Rahmen des Caritasverbandes um die Juden, bis sie im März 1943 ins KZ deportiert wurde. In *Wien* half die Erzbischöfliche Hilfsstelle für nichtarische Katholiken – so der von der Gestapo vorgeschriebene Name – von Dezember 1940 bis über das Kriegsende hinaus über 4 000 konvertierten Juden mit Rechtsbeistand, Lebensmitteln, Medikamenten, Kleidung usw. Von ihren 23 Mitarbeiterinnen kamen 9 ins KZ. Nur eine überlebte das Inferno von Auschwitz.

In *Budapest* stellte Nuntius Rotta tausende Taufscheine für Juden aus. Ebenso wie in Rumänien wurde kein einziger Jude getauft. Der Papst wandte sich mehrmals an Reichsverweser v. Horthy, um die Deportationen zu verhindern. Als Doyen des Diplomatischen Korps protestierte Erzbischof Rotta gemeinsam mit den Vertretern Schwedens, der Schweiz, Spaniens und Portugals gegen die Judenverfolgung. Aber am 3. 7. 1944 teilte Reichsaußenminister v. Ribbentrop der ungarischen Regierung durch den Gesandten Veessenmeyer mit, es sei nicht opportun, auf die verschiedenen Hilfsangebote zugunsten der Juden einzugehen. Der jüdische ungarische Journalist Jenő Levai schreibt in „Geheime Reichssache“: „Das ist ein neuer, überaus wichtiger Beweis dafür, daß Hitler die Intervention des Papstes und der Nuntii überhaupt nicht respektiert hat.“ (S. 39)

● Als im August 1942 die römischen Zeitungen in großen Schlagzeilen berichteten, der öffentliche Protest der holländischen Bischöfe gegen die Verfolgung der Juden hätte die Nazis veranlaßt, 40 000 getaufte Juden zu deportieren, kam Pius XII. in die Küche seiner Wohnung. Er sagte zu Schwester Pascalina, die ihm seit Jahrzehnten den Haushalt führte: „Ich möchte diese Bogen verbrennen. Es ist mein Protest gegen die grauenhafte Judenverfolgung. Heute abend sollte er im Osservatore Romano erscheinen. Aber wenn der Brief der holländischen Bischöfe 40 000 Menschenleben kostete, so würde mein Protest vielleicht 200 000 kosten. Das kann und darf ich nicht verantworten.“ Diesen Vorfall schildert Schwester Pascalina in ihren Erinnerungen „Ich durfte ihm dienen.“ (S. 132)

Der Film behauptet, tatsächlich seien nur 92 Juden wegen des Protestes der Bischöfe deportiert worden. Wir konnten dies nicht nachprüfen, da keine einschlägigen Unterlagen vorliegen. Tatsache ist jedoch, daß die Zeitungen damals von 40 000 Juden schrieben und der Papst keine andere Informationsmöglichkeit hatte, da sein Nuntius in Den Haag nach dem Einmarsch der Wehrmacht die Niederlande verlassen mußte. Der Papst verbrannte seinen Artikel, weil man damals mit der Möglichkeit rechnete, daß die Deutschen den Vatikan besetzen und dann seinen Presseartikel finden würden.

● Im Fernsehfilm wird sodann behauptet, der Papst habe sich nicht um das Schicksal der Polen gekümmert. Ist wenigstens diese Behauptung stichhaltig? Im Frühjahr 1942 besuchte der deutsche Wehrmachtspfarrer Kaul gemeinsam mit dem italienischen Priester Paganuzzi Erzbischof Sapiha von Krakau. Paganuzzi übergab dem Erzbischof zusammen mit einem persönlichen Schreiben des Papstes ein dickes Paket mit dem in polnischer Sprache abgefaßten Rundschreiben Pius XII. über „Weltanschauliche Auseinandersetzung und Widerlegung des Nationalsozialismus“. Sapiha begann zu lesen. Plötzlich schlug er die Hände über dem Kopf zusammen: „Um Gottes willen! Dieses Rundschreiben kann ich unmöglich meinem Klerus übergeben, noch viel weniger meinem polnischen Volk bekanntgeben. Ein Exemplar in die Hände des SD – und unsere Köpfe rollen und die katholische Kirche in Polen ist verloren.“ Sogleich warf er das ganze Paket ins Feuer. Am 28. 10.

1942 schrieb der Krakauer Erzbischof an den Papst, seine Briefe könnten in Polen nicht bekanntgemacht werden, „weil das zum Anlaß für neue Verfolgungen würde.“

Weihbischof Brizgys von Kaunas in Litauen bat am 9. 1. 41 zu wiederholtem Mal, Radio Vatikan möge über den sowjetischen Terror in Litauen schweigen. Am 7. 2. 41 schrieb der Jesuit P. Karl Fulst, der Vertreter des Hl. Stuhls in Litauen über die vatikanischen Rundfunksendungen: Sie „bringen uns nur Unglück und nützen nichts. . . reizen nur die staatlichen Behörden hier und schaden der bedrängten Kirche in Litauen sehr, wie mehrfache traurige Erfahrungen gezeigt haben.“

Für diejenigen, denen die „Gnade der späten Geburt“ zuteil wurde und die ein Terrorregime nur vom Hörensagen kennen, gilt das Dichterwort: „Vom sicheren Port läßt sich's gemächlich raten.“

• Der römische Oberrabbiner Israel Zolli trat aus Bewunderung für die unermüdliche Hilfe Pius XII. zugunsten der verfolgten Juden nach dem Krieg gemeinsam mit seiner Frau zur katholischen Kirche über. Aus Dankbarkeit nahm Zolli den Taufnamen des Papstes Eugenio an. Über Pius XII. schrieb er: „Kein Held der Geschichte hat ein vortrefflicheres und mehr bekämpftes heroisches Heer angeführt als Pius XII. es im Namen der christlichen Caritas getan hat.“

Am 22. April 1945 berichtete Moshe Sharett, später erster Außenminister, dann zweiter Ministerpräsident Israels, über seine Begegnung mit Pius XII., die wenige Tage zuvor stattgefunden hatte. Er erklärte dem Papst, daß es seine erste Pflicht sei, „ihm und durch ihn der katholischen Kirche im Namen der jüdischen Öffentlichkeit zu danken für all das, was die Kirche in den verschiedenen Ländern getan habe, um Juden zu helfen und Kinder und Juden im allgemeinen zu retten. . . Wir sind der katholischen Kirche tief dankbar für das, was sie in jenen Ländern getan hat, um zu helfen, daß unsere Brüder gerettet werden konnten.“ (Zionistisches Zentralarchiv, Jerusalem, Akte S. 25/9900).

• Nicht wenige Medienleute beliebten die Geschichte durch ihre gefärbte Brille zu sehen. Was ihre vorgefaßte Meinung nicht bestätigt, schweigen sie tot. Es fällt schwer, zu glauben, daß Jonathan Lewis keine Informationen zur Verfügung standen, die historisch erhärtet sind. Auf jeden Fall stellt sich die Frage an die deutschen Sendeanstalten, wie sie ein derartig verzerrtes Porträt von Pius XII. in ihr Programm aufnehmen können, liegen doch seit vielen Jahren seitens der Kommission für Zeitgeschichte 31 Bände vor, die sich mit den Verhältnissen in der Zeit des Nationalsozialismus zwischen Kirche und Staat befassen. Als Hochhuth 1963 sein Bühnenstück „Der Stellvertreter“ auf die Bühne brachte, richteten die Abgeordneten Majonica, Lemmer und Genossen am 2. Mai 1963 eine Kleine Anfrage an die Bundesregierung:

„Betr. Papst Pius XII.

Wir fragen die Bundesregierung: Muß es die Freude unseres Volkes nicht befremden, wenn gerade von deutscher Seite in Papst Pius XII. eine Persönlichkeit angegriffen wird, die nicht nur den Juden während der Verfolgung durch das Naziregime tatkräftig geholfen, sondern auch während der gesamten Zeit ihres Wirkens dem deutschen Volk besonders nahegestanden hat?“

Bereits einen Tag später erfolgte die Antwort durch den damaligen Außenminister Gerhard Schröder:

• „. . . Die Bundesregierung bedauert zutiefst, daß in diesem Zusammenhang Angriffe gegen Papst Pius XII., gerichtet worden sind. Der verstorbene Papst hat bei verschiedenen Gelegenheiten seine Stimme gegen die Rassenverfolgung im Dritten Reich erhoben und so viele Juden wie möglich dem Zugriff ihrer Verfolger entzogen. Die Bundesregierung ist sich nach wie vor mit Dankbarkeit der Tatsache bewußt, daß nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes Papst Pius XII. einer der ersten war, der sich tatkräftig für eine Aussöhnung zwischen Deutschland und den anderen Völkern eingesetzt hat. Dies macht eine Herabsetzung seines Andenkens gerade von deutscher Seite besonders unverständig und bedauerlich.“

*Eine Kleine Anfrage wie im Jahr 1963 zur Ehrenrettung des großen Deutschenfreundes Pius XII. scheint heutzutage geradezu utopisch. Allerdings wären besonders unsere kirchlichen Stellen aufgerufen, dem verstorbenen Oberhaupt der Kirche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie scheinen heute andere Interessen zu haben.*

Es wäre sehr zu begrüßen, wenn unsere Anstalten des Öffentlichen Rechts dem allgemeinen Trend zur Desinformation widerstehen würden und gerade in Beiträgen zur Erhellung der Vergangenheit sich der Mitarbeit solcher Persönlichkeiten versicherten, die neben dem Willen zur Objektivität auch über das unabdingbare Sachwissen verfügen.

*Die Adresse des Autors: P. Lothar Groppe S. J., Bombergallee 8  
31812 Bad Pyrmont*

## Gnadenhafte Hellsicht

*Wolfgang Johannes Bekh: „Therese von Konnersreuth.“. Ein Leben für die Wahrheit. 494 Seiten. Fotos, Zeichnungen. W. Ludwig Verlag/Südwestverlag, München. DM 44,00*

Über die von den Wundmalen Jesu Christi stigmatisierte Therese Neumann aus Konnersreuth und ihre mehr als dreißigjährige absolute Nahrungslosigkeit ist schon viel und immer wieder geschrieben worden. Das Rätsel, das für gläubige Katholiken keines ist, muß für diejenigen, die nur menschlicher Rationalität und ihren fünf Sinnen vertrauen wollen, ungelöst bleiben, obwohl nach strenger neutraler Beobachtung und Untersuchung durch skeptische und gegnerische Ärzte und Wissenschaftler, die Vorwürfe der Hysterie, Autosuggestion, des platten Betrugens usw. sich als unbeberechtigt erwiesen. An diesem Sachverhalt hat sich nichts verändert, weswegen die „wunderbare“ Geschichte auch für uns heute nachdenkenswert ist. Nachdenkenswert und geradezu brisant und aktuell deswegen, weil mit den Geschehnissen in Konnersreuth auch der dramatische Widerstand und Kampf etlicher (konvertierter) Zeitungsleute, Hochschullehrer, Ordensleute und Priester gegen die nationalsozialistische Bewegung aufs engste verwoben ist. Diese Zeitgenossen haben schon Jahre vor der Machtergreifung Hitlers in aller Schärfe und Entschiedenheit öffentlich gegen das drohende Unheil gekämpft, ihre Weitsicht und ihren Mut nach der Machtergreifung mit sofortiger Verhaftung, Folter und dem Tode bezahlt.

Das Verdienst dieses Buches liegt also auch darin, die Lebensgeschichte von Mitmenschen dokumentiert zu haben, deren Vorbild uns und allen niemals aus dem Gedächtnis kommen darf.

Es sind die tragischen Konstellationen der Weimarer Republik beleuchtet wie sie zwangsläufig und unausweichlich die gesamte zivilisierte Welt in den Abgrund reißen mußte.

Wer in diesen Jahren der Erinnerungen und des Gedenkens etwas lesen möchte, das jenseits nur politischer, soziologischer und psychologischer Erklärungen dieser Geschichtesepoch steht, ist zur Lektüre dieses Buches eingeladen.

**Peter Osterholt**

**Keine soziale Klasse hat die anderen unverschämter ausgebeutet als die, die sich heute selbst „Staat“ nennt.**

**Nicolás Gómez Dávila**

# Fortes fortuna adiuvat

Johannes Bökmann zum 70. Geburtstag

*Arma virumque cano.  
Vergil, Aeneis I,1*

## I. Jahre des Aufbruchs

*Am 24. Juni 1996 begeht der Herausgeber dieser Zeitschrift, Monsignore Prof. Dr. Johannes Bökmann, seinen 70. Geburtstag. Dies sollte uns nicht nur Anlaß sein, dankbar der unerhörten Mühe, der nie endenden Arbeitsfülle und nicht zuletzt der theologischen Erudition zu gedenken, mit der der Jubilar nun seit Jahrzehnten schon diese Zeitschrift vollkommen ehrenamtlich und im Alleingang zugleich herausgibt und redigiert! Was das in unserer verwalteten Welt, in der jede solche Initiative von unzähligen bürokratischen, postalischen und anderen Vorschriften eingeengt wird, bedeutet, kann nur DER ermessen, der selbst schon einmal versucht hat, ein solches Unternehmen in Gang zu bringen!*

Wichtiger noch ist der Gesichtspunkt, daß Johannes Bökmann zu den leider nur sehr wenigen bedeutenden Männern des innerkirchlichen Widerstandes gegen die nachkonziliare Selbstzerstörung von Glaube und Kirche gehört. Der Verfasser dieser Zeilen, der 1969 unter ausdrücklicher Förderung des Regensburger Bischofs Graber zusammen mit einer Anzahl Freunden die Bewegung für Papst und Kirche aus der Taufe gehoben hat, weiß, wovon er spricht. Es waren immer nur wenige, die sich restlos engagierten und zum Teil auch aufriefen, wenn auch viele Beifall spendeten und unseren Kampf mit ihren Gebeten und Opfern begleiteten. Dieser imponierende Einsatz in der Glaubenskrise und all das, was er an Erlebnissen und „Widerfahrnissen“ mit sich brachte, gibt der Arbeit und dem Leben, auf das Bökmann an seinem Ehrentag schon zurückblicken kann, eine exemplarische, zeit- oder besser kirchengeschichtliche Bedeutung und sie ist der Grund dafür, daß wir den Widerstrebenden gebeten haben, ein wenig ausführlicher auf seine Vita einzugehen.

• Bökmann wurde in Stettin geboren und wuchs dort auch auf. Seine Mutter war Münchnerin, sein Vater stammte aus dem Westfälischen, wo die Vorfahren in mehreren Generationen als Vögte auf der Galenschen Burg Dinlage amtierten. Daher der unbeirrbar Katholizismus, der in der freilich toleranten Diaspora noch an Festigkeit gewann. Zu den prägenden Eindrücken seiner Jugend gehörte der enge Kontakt zu dem Kreis um den späteren Märtyrerpriester Provikar Dr. Carl Lampert und zu diesem selbst, über den Bökmann auch schon in „Theologisches“ berichtet hat. Man erinnert sich: Msgr. Dr. Lampert, damals Provikar der Apostolischen Administratur Innsbruck, wurde nach dem Anschluß verhaftet, durch mehrere Konzentrationslager geschleift und schließlich nach Stettin verbannt, wo er sich trotz aller Schikanen und Bespitzelung intensiv in der Seelsorge engagierte. Am 4. Februar 1943 wurden er und eine Anzahl Stettiner Priester verhaftet, und nach einem Scheinprozeß vor dem Reichskriegsgericht wurden Msgr. Lampert, Kaplan Simoleit und Pater Lorenz OMI am 13. November 1944 hingerichtet. Während des Prozesses hatte sich Generalstabsrichter Lueben erschossen, um sein Gewissen nicht mit einem mehrfachen Mord zu belasten. Bökmann hat oft von diesen Dingen erzählt und durchblicken lassen, wie sehr ihn und seine Familie diese Ereignisse erschüttert - und eben auch geprägt haben!

Der Vater des Jubilars besaß ein großes Regenschirmgeschäft, das in der damaligen Zeit, als man sich noch mit Hut, Mantel und säuberlich gerolltem Schirm zum Teil feinsten Machart trug und der Markt noch nicht mit billiger Dutzendware überschwemmt war, durchaus florierte. Verständlicherweise, doch im Unterschied zu den üblichen Gepflogenheiten, waren Vater Bökmann und die ganze zahlreiche Familie daher immer aufgeräumt und im Herzen

voller Sonnenschein, wenn es draußen anhaltend und kräftig regnete, und auch der Sohn scheint von dieser ererbten Einstellung nicht gelassen zu haben und den Freunden bei Regenwetter von besonderer, stiller ja besinnlicher Heiterkeit zu sein.

Eine gewisse Bedeutung erlangte diese Affinität bei dem letzten Besuch, den Bökmann seinem schon von der Krankheit gezeichneten Bischof Kardinal Höffner abstattete. Er empfand eine tiefe Verehrung für den Kardinal, dem er soviel verdankte und der ihm durch alle Anfeindungen hindurch die Treue hielt: Verehrung für seine immense Gelehrsamkeit, seinen Scharfsinn, seinen demütigen und rastlosen, ganz der Sache Gottes und der Kirche hingeebenen Fleiß.

Aber es braucht nicht verschwiegen zu werden, daß sich die beiden Herren in der Einschätzung der kirchlichen Lage deutlich unterschieden. Höffner sah wohl die Mißstände und seinem umfassend geschulten Blick konnte nicht verborgen bleiben, was sich in der Kirche anbahnte und schon geschah! Aber zugleich wollte er – verständlicherweise, kann man vielleicht sagen – überall das Positive sehen und die neuen Aufbrüche, die das Konzil gebracht habe. Deshalb beschied er Mitarbeiter, die zu ihm mit Klagen kamen, was hier und dort wieder an „Meßvestivals“ und dergleichen passiert sei, gern zusammenfassend und abschließend mit der lapdaren Frage: „Und was haben Sie Positives?“

– Der Verfasser erinnert sich noch an eine Audienz, die er zusammen mit Freifrau von Gagern und Albert Tinz von „Una Voce“ bei Höffner hatte und bei der es selbstverständlich um die Frage der würdigen Gestaltung der Liturgie und damit auch um DAS ging, was draußen im Lande sich schon an Meßfeveln ereignete. Der Kardinal nahm uns herzlich auf und hörte sich mit geduldiger, teilnahmvoller Freundlichkeit unsere Klagen an. Und doch konnte man den Eindruck haben, daß das lange Gespräch nicht recht weiterkam! So sehr unterschieden sich die Standpunkte in der Einschätzung des Ausmaßes der Gefahren. Auch in jenem letzten Gespräch Höffners mit Bökmann kam man sehr bald schon zum Thema und dies umso mehr, als der Herausgeber von „Theologisches“ kurz zuvor in seiner Zeitschrift mit allem Freimut gefragt hatte, wo denn die neuen Aufbrüche blieben, wenn man von Kommunionshelfern und nicht endenden Ratssitzungen absehe! Müde erhob sich schließlich der Kardinal, schaute fröstelnd in den ununterbrochenen Regen und meinte: „scheußliches Wetter heute!“ Worauf Bökmann schlagfertig erwiderte, er finde das Wetter keineswegs schlimm oder auch nur bedauerlich und auf den erstaunten Blick seines Gegenübers hin die familiären Hintergründe dieser Einschätzung erläuterte. Höffner antwortete mit einem befreiten Lachen und die beiden Männer trennten sich in jener herzlichen Verbundenheit und Hochachtung, die sie stets füreinander empfunden hatten und die offensichtlich, wie Bökmanns Lebenslauf zeigt, darin begründet war, daß der Kardinal seine unbeirrbar Haltung gerade in moraltheologischen Fragen billigte und überaus schätzte.

• Bökmann besuchte das staatliche humanistische König-Wilhelm-Gymnasium in Stettin, das noch ganz den hohen Anforderungen auch in den klassischen Sprachen gerecht wurde, die damals noch selbstverständliche Voraussetzung für das Theologiestudium waren – und es von der Sache her auch immer noch sind! Seit April 1943 bei weitergeführtem Schulunterricht Luftwaffenhelfer, wurde er im März 1944 Soldat und im Sommer 1945 aus britischer Kriegsgefangenschaft entlassen. Da die Eltern nach der Vertreibung Wohnsitz und Geschäft nach Düsseldorf verlegt hatten, begann der Jubilar 1946 sein Theologiestudium in Bonn. Direktor im Leoninum war damals der spätere Generalvikar Josef Teusch, ein Mann, der eine gewisse Nüchternheit mit tiefer Frömmigkeit verband. Ein Flügel des Gebäudes, „Sibirien“ benannt, war noch teilerstört, in den Fenstern blindes Drahtglas, aber „der Geist war gut“, wie Bökmann einmal in der ihn kennzeichnenden Bestimmtheit sagte, die im Gegensatz zu der verschwebenden und alles zum Verschwimmen bringenden Edelsprache heutiger Theologen Prägnanz auch dort sucht, wo sie nur scheinbar nicht zu haben ist.

Wer die Schwierigkeiten erlassen will, unter denen die damaligen Seminaristen anfangen, möge das Begrüßungsschreiben lesen, das Direktor Teusch den Erstsemestern zustellte und das heute schon ein zeitgeschichtliches Dokument ist: „Wenn Sie können“, so schreibt Teusch da, „bringen Sie bitte mit: Arbeitskleidung, Matratzen oder Strohsack, eine elektrische Birne 220 Volt. Wer ein Bett beschaffen kann, tut gut daran. Wer auf seinem Zimmer einen Ofen aufstellen will, besorge sich Ofen und Rohr. Heizmaterial kann in der Freizeit gesammelt werden. Wer keinen Kartoffelschein mitbringen kann, lasse die entsprechende Menge Kartoffeln nach hier kommen“.

Nur wer die damalige Zeit erlebt hat, kann beurteilen, was es unter diesen Umständen bedeutete, zu studieren und obendrein noch das geistliche Leben mit jener Pünktlichkeit und Intensität zu pflegen, die damals noch für Theologiestudenten selbstverständlich war. Der Verf. hat es selbst noch miterlebt. Man war schon froh, wenn man nicht allzu hungrig war und vor allem nicht froh. Mitarbeit bei der Beseitigung der Trümmer an den halbzerstörten Hochschulen und Seminaren war selbstverständliche Pflicht. Und 1949 nach der Währungsreform wurde es zunächst eher noch schlimmer. Denn jetzt war gutes Geld vonnöten und DAS war in gar keiner Weise zu haben. Es mag sein, daß die Heimkehrer das alles weniger stark empfanden, und doch gehörten der ganze Elan der Jugend und ein unbesiegbare Glaube an die Zukunft dazu, unter solchen unmöglichen Bedingungen zu studieren. Wie wir alle wissen, sind jedoch solche Rückblenden bei der Jugend und auch bei den Theologiestudenten auf seltsame Weise unerwünscht und manchmal erinnert die gereizte Reaktion, mit der sie auf solche Erinnerungen reagieren, an das Luther-Wort: „wenn es dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Eis, um zu tanzen“.

• Wer nach Bensberg kommt, sieht das Kölner Priesterseminar wie eine Festung auf der Anhöhe liegen und vielleicht ist es nicht ohne symbolische Bedeutung, daß auch diese eindrucksvolle Zitadelle des Glaubens, an der einst so großartige Gelehrte wie Carl Feckes und Johannes Overath dozierten, dem der Jubilar seit vielen Jahren in Freundschaft und gemeinsamem Kampf verbunden ist, geschleift und das Priesterseminar nach dem Konzil nach Köln verlegt worden ist. In Bensberg bereitete sich Böckmann von 1950-1952 auf die Priesterweihe vor, die er im Kölner Dom am 17. Februar 1952 von Kardinal Frings empfing. Nach zwei Kaplansjahren in Düsseldorf-Unterrath wurde er am 1. August 1954 zum theologischen Weiterstudium beurlaubt und zugleich zum Hausgeistlichen am Mütterkurheim in Rhöndorf ernannt. Später wurde er auch Subsidiar der dortigen Pfarrei. Jahre intensivsten Studiums folgten, wobei es offenbar Vorrecht und unerschütterlicher Brauch der Kirche ist, wohl aber auch dem Wesen der priesterlichen Berufung entspricht, die angehenden Gelehrten niemals ganz ihren Studien zu überlassen, sondern auch zeitgleich immer intensiv in die Seelsorge einzubinden. Neben seinen moraltheologischen und moralpsychologischen Studien und dem Studium der entsprechenden medizinischen und therapeutischen Grenzgebiete war Böckmann jedenfalls von 1954 bis 1961 in einem Maße als Religionslehrer der verschiedensten Schularten tätig, die man kaum noch als nebenamtliche Tätigkeit bezeichnen kann! Von 1963 bis 1968 schließlich arbeitete er als wissenschaftlicher Assistent und geschäftsführender Verwalter der Oberassistentenstelle an den Seminaren der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn. Hier promovierte er auch 1964 mit einer Arbeit über Aufgaben und Methoden der Moralpsychologie zum Dr. theol. (als Buch beim Bachem-Verlag, Köln), das auch in spanischer Übersetzung bei Herder in Barcelona erschien.

## II. Professor im eigentlichen Sinne

Böckmann hatte das große Glück, in dem bekannten Bonner Moraltheologen Werner Schöllgen, einem wahren Polyhistor und unerschöpflichen Erzähler, einen bedeutenden Lehrer und Förderer zu haben. Aber schon in der Zeit seiner Promotion zeichnete sich die

Tendenzwende in der Kirche ab, die, durch das Konzil ausgelöst, gerade die Moraltheologie voll erfaßte und z. B. in der Königsteiner Erklärung einen traurigen Höhepunkt fand.

• Schöllgen folgte der progressive Schweizer Moraltheologe Franz Böckle auf den Bonner Lehrstuhl und in einer solchen geistigen Landschaft war kein Platz mehr für Böckmann. Zwar erhielt er durch die Befürwortung der Professoren Schöllgen und Wilhelm Heinen (Münster) noch ein Habilitationsstipendium der „Deutschen Forschungsgemeinschaft“, aber an eine Habilitation war unter solchen Umständen nun wirklich nicht mehr zu denken! Wer das zahlreiche spätere Schrifttum Böckmanns überschaut, in dem immer wieder mit aller nur wünschenswerten Klarheit die führende Rolle Böckles im Kampf gegen die Grundsätze von „Humanae vitae“, von „Familiaris Consortio“ usw. angesprungen wird, dürfte sich kaum darüber wundern, daß sich mit Böckles Berufung jede Aussicht auf eine Habilitation in Bonn und vor allem auch darauf zerschlug, jemals einen Lehrstuhl an einer theologischen Fakultät zu erhalten! Denn es ging ja nicht nur um Böckle, sondern um das allgemeine Klima der Intoleranz, das sich im Zeichen des von Johannes XXIII. eingeläuteten „brüderlichen“ Dialoges nach dem Konzil an den theologischen Fakultäten, in den Seminaren und Ordenshäusern ausbreitete. Wer im Ruch stand, konservativ zu sein, konnte nicht mehr mit einer Berufung rechnen: weder als Dogmatiker noch als Exeget und schon gar nicht als Moraltheologe. Normalerweise wäre also Böckmanns akademische Karriere am Ende gewesen, und er hätte das Schicksal so vieler gläubiger Mitbrüder geteilt, die nach der „Wende“ so oder so kaltgestellt wurden – und noch immer kaltgestellt werden! In dieser Situation – und hier wird man tatsächlich von „Fügung“ sprechen können – wurde Böckmann, der inzwischen auch als Lehrbeauftragter an der Pädagogischen Hochschule Bonn tätig war, am 21. Februar 1970 von Kardinal Höffner zum Professor für Moraltheologie am Erzbischöflichen Priesterseminar in Köln ernannt. Dadurch erübrigte sich die Einleitung des Habilitationsverfahrens endgültig, das Böckmann gegen „eine Welt von Feinden“ hätte durchstehen müssen, da es, wie Prof. Heinen in einem Gutachten schrieb, „nach einer solchen Ernennung nicht üblich ist, noch ein regelrechtes Habilitationsverfahren durchzuführen“. NICHT genannt wird hier natürlich der entscheidende Grund, nämlich daß das Verfahren vollkommen überflüssig gewesen wäre, da Böckmann aus den genannten Gründen in der Welt der Böckles und Gründel NIEMALS hätte auf einen Lehrstuhl an einer deutschen Fakultät hoffen dürfen. Höffner, der sehr wohl wußte, WEN er berief und sich souverän über den erbitterten Widerstand Böckles hinwegsetzte, konnte sich dabei auf das einstimmige Votum der Professoren des Kölner Priesterseminars stützen

• Die Tätigkeit am Priesterseminar war freilich kein reines Vergnügen. Die nachkonziliaren Umbrüche hatten längst auch das „hüllige Köln“ erreicht und eine neue Generation von Priesteramtskandidaten geprägt, die nunmehr in eine dubiose akademische Freiheit entlassen, selbst wählen konnten, welche Vorlesungen sie noch besuchen wollten und nur allzu gern die konservativen Professoren boykottierten. Um die negativ-kritische Mentalität jener Jahre zu beleuchten, die sich in der Zwischenzeit eher noch radikalisiert hat, seien einige Sätze aus der Ansprache zitiert, die Bischofsvikar Josef Teusch in seiner Eigenschaft als Prüfungskommissar am 24. Juni 1970, dem Tag des mündlichen Schlußexamens im Kölner Seminar gehalten hat. Um sie zu verstehen, ist es wichtig, die heute ebenfalls schon exemplarische Vorgeschichte zu kennen.

Die Seminaristen der beiden unteren Semester hatten die Vorlesungen in Dogmatik, Moraltheologie und Kirchenrecht mit der Maßgabe boykottiert, sie hätten zwar nichts gegen die betr. Professoren, wohl aber seien sie gegen das „System“, das sie zwingt, in Köln statt in Bonn zu studieren. Die Mitglieder, die zum Diakonatsexamen anstanden, hingen am Tag der schriftlichen Arbeit in Moraltheologie einen Bogen am Hörsaal auf, auf dem sie mitteilten, daß sie diese Arbeit nicht schrieben, worin aber kein Vorwurf

den Dozenten liege. In seiner Schlußansprache sagte Teusch nach diesen auf so eigenartige Weise abgelegten und nicht abgelegten Examina: „Ich würde mich sehr freuen, wenn der eine und der andere von Ihnen sich schämte. Wenn er sich schämte zu sagen, daß er sich schämt, könnte ich ihn nicht wegen Tapferkeit loben, aber doch wegen seiner Einsicht. Ich wünsche Ihnen allen von Herzen, daß Sie im Lauf der nächsten Jahre dahin kommen, daß Sie sich schämen“.

Bökmanns Wirksamkeit und die ihr zugrundeliegende immense Arbeitskraft blieben jedoch nicht auf das Kölner Priesterseminar beschränkt und er selbst nicht auf die Lust und Laune durchweg progressiver Priesteramtskandidaten angewiesen. Fast gleichzeitig mit der Ernennung zum Professor am Kölner Priesterseminar erfolgte die Berufung an das neu gegründete Institut für Lehrerfortbildung in Essen, eine Einrichtung der 5 Bistümer Nordrhein-Westfalens, in das Bökmann zum 1. August 1970 hauptamtlich und unter Beibehaltung seiner Stellung am Kölner Priesterseminar eintrat. Diese beiden Tätigkeiten nahmen ihn zunächst völlig in Anspruch und führten vor allem zu jener intensiven Begegnung mit der Religionspädagogik, die Bökmann später in seiner kirchenpolitischen und publizistischen Tätigkeit befähigten, den Niedergang des Religionsunterrichtes und der Katechese kompetent zu beurteilen. Die vielseitige Tätigkeit und die unüberhörbare Deutlichkeit, mit der der Jubilar in dieser Zeit, in der auch durch die 68er Revolution so vieles ins Schlingern gekommen war, unaufgebbare kirchliche Positionen vertrat, führten dazu, daß das katholische Büro in Bonn ihn zum offiziellen Sprecher der Kirche für das mehrtägige Hearing des Bundestages zum § 218 benannte: eine Aufgabe, der sich Bökmann nach dem Urteil des damaligen Leiters dieses Büros, Prälat Wilhelm Wöste, in großartiger Weise gestellt hat!

• Schon bald wartete eine zusätzliche Aufgabe auf den Jubilar. Auf vielfaches Drängen hin erklärte er sich bereit, an dem neu entstandenen Spätberufenseminar St. Lambert in Lantershofen die Moraltheologie zu übernehmen und wurde schon ein Jahr später vom Professorenkollegium dieses Hauses einstimmig zum Studienleiter gewählt: eine Wahl, die der zuständige Trierer Bischof Stein mit den Worten bestätigte: „Ich bin überzeugt, daß Sie alles daran setzen werden, daß die Männer, die sich zu diesem Weg der Vorbereitung auf das geistliche Amt entschlossen haben, eine gediegene theologische Ausbildung erhalten“. Dementsprechend fuhr Bökmann nun mit unerschütterlicher Regelmäßigkeit bei Wind und Wetter und – wie das in der Kirche Gottes so gerne üblich ist – nahezu für Gotteslohn an die Ahr, um dort die ihm Anbefohlenen in Moraltheologie zu unterrichten. Wir erwähnen diese Umstände so genau, um die Seltsamkeit des Verfahrens besser ins Licht zu heben, das ihn ca. zehn Jahre später zum Verzicht auf diese Arbeit nötigte. Um die Vorgänge zu verstehen, muß man aber vor allem die erschütternde Erosion der Moraltheologie, den Widerstand gegen die in Humane vitae niedergelegten unerschütterlichen Prinzipien der Ehemoral, die sich auch in der Königsteiner Erklärung und der Würzburger Synode immer deutlicher abzeichnende Bevorzugung, ja Absolutsetzung des persönlichen Gewissens gegenüber dem objektiven göttlichen Gebot im Blick haben wie auch andererseits die Tatsache, daß Bökmann dieser Kontestation ohne Abstriche die überlieferte, von den letzten Päpsten immer wieder als verbindlich bekräftigte kirchliche Lehre entgegensetzte und sie ausführlich mit den Mitteln theologischer Beweisführung, zu denen unbedingt auch der Rückgriff auf die Lehrtradition gehört, verteidigte. Automatisch kam er damit immer mehr in die Rolle des Wortführers der noch auf dem Boden der Überlieferung stehenden Moraltheologie, wie das deutlich genug der große, von ihm 1982 unter Beteiligung führender konservativer Theologen und Philosophen herausgegebene Sammelband: „Befreiung vom objektiven Guten“ dokumentiert, auf den wir noch zurückkommen werden.

Vor diesem Hintergrund muß der seltsame Vorgang gesehen werden, der sich am 23. Januar 1984 in Lantershofen abspielte.

Nach dem Frühstück sprachen der damalige Regens Prof. Dr. Theo Schäfer sowie der Vertreter der Trägergesellschaft Solbach Bökmann an und eröffneten ihm auf diese „informelle Weise“, daß eine Versammlung von Entsendern von Studenten beschlossen habe, noch einen zweiten Moraltheologen zu berufen – mit der deutlichen und kaum verhohlenen Absicht, auf diese Weise ein Gegengewicht zu Bökmanns Vorlesungen zu bilden. Merkwürdig war nicht nur die Form der Mitteilung, sondern vor allem auch die Tatsache, daß Bökmann während jener Sitzung der für solche Fragen unzuständigen und in den Statuten nicht vorkommenden Versammlung im Hause war und zu dem v.a. von einem externen Jesuiten Vorgebrachten nicht einmal gehört wurde, als Mitglied des Professorenkollegiums von diesem Beschluß zunächst nichts wußte oder – eben! – erst auf diese Weise von ihm erfuhr. So blieb ihm schon aus Gründen der Selbstachtung nichts anderes übrig, als seine Vorlesungstätigkeit dort mit einem einzigen Satz zu beenden: „Im Hinblick auf das mir am 23. Januar Mitgeteilte beende ich hiermit meine Vorlesungstätigkeit am Studienhaus St. Lambert“. Überflüssig zu sagen, daß er von der zuständigen Trierer Kirchenbehörde keine wirksame Schützenhilfe erfuhr! Als ich den haarsträubenden Vorgang in der „Deutschen Tagespost“ bekannt machte, soll man in Lantershofen tief und schmerzlich gekränkt gewesen sein.

Immer sind es die bösen Anderen, die seit dem Auseinanderfallen der Kirche in „Konservative“ und „Progressive“ von diesen des Mangels an Liebe bezichtigt werden. Aber auch der Beginn des nachkonziliaren dialogischen Zeitalters hat nichts an dem Umgangston geändert, der im kirchlichen Bereich und vor allem auch in Klöstern so oft anzutreffen war und ist und von dem mein Vater oft zu sagen pflegte, daß er selbst seinen letzten Amtsbotschaften nicht so behandelt habe. Als mein Leserbrief in der „Deutschen Tagespost“ erschien, schrieb der bekannte evangelische Prof. Mutschmann (Berlin) an Bökmann: „Durch den Leserbrief des Kollegen Hoeres in der Deutschen Tagespost erfahre ich von der Kampagne, die von sog. progressiver Seite gegen Sie bzw. gegen Ihre Arbeit veranstaltet worden ist. Mich hat diese Nachricht sehr bedrückt! Einmal, weil ich mich Ihnen persönlich sehr verbunden fühle und uns das gleiche Anliegen umtreibt; zum anderen, weil ich erschrocken bin, wie weit der sogenannte Progressismus auch schon in der katholischen Kirche vorgedrungen ist. Von einigen guten katholischen Freunden – und durch die regelmäßige Lektüre der Deutschen Tagespost – bin ich zwar einigermaßen gut informiert, offensichtlich aber doch nicht gut genug. Sind die Progressiven in der katholischen Kirche nicht fähig, aus den Erfahrungen der evangelischen Kirche mit dem Indifferentismus zu Tradition, Bekenntnis und Kirchenordnung zu lernen?“

### III. Unaufgebbare Bastionen

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die vielfältigen Tätigkeiten Bökmanns als langjähriger Prosynodalrichter am erzbischöflichen Offizialat Köln, in der Arbeit mit Grenzschutzseelsorgern oder in Ausbau und Verteidigung der Moraltheologie zu würdigen, die schließlich zu seiner Ernennung zum korrespondierenden Mitglied der päpstlichen Academia theologica Romana führten.

• Sie erreichten einen gewissen Höhepunkt mit der Herausgabe des schon genannten Sammelbandes: „Befreiung vom objektiv Guten? Vom verleugneten Desaster der Antikonzeption zum befreienden Ethos“, der 1982 unter Mitwirkung zahlreicher namhafter Gelehrten, wie Gustav Ermecke, Anselm Günthör OSB, Gustav Martelet SJ, Heribert Schaaf, Georg Siegmund, Johannes Stöhr u. a. im Patris Verlag, Vallendar-Schönstatt, erschien. Im Vorwort stellt Bökmann fest: „Die Römische Bischofssynode brachte eine unerwartet eindeutige Bestätigung von seiten des Weltepiskopats für die immerwährende Lehre der Kirche über die Ehe, insbesondere für die von Paul VI. auf Veranlassung des Konzils näherhin herausgestellten Normen in Humanae vitae... Für manche öffentlichkeitsbestimmende Kräfte in der deutschen Kirche waren dies

völlig neue Dinge. Man hatte sich so richtig – mit dem Alibi der permissiv ausgelegten und entsprechend praktizierten Königsteiner Erklärung – im faktischen Dissens zu Rom eingerichtet; hoffte auf die Macht der Tatsachen; spielte auf beschwichtigendes Schweigen und im übrigen auf Verdrängen der Probleme... Dieser Hintergrund bot den allgemeinen Impuls, in einer Schrift den zähen Widerstand und den Nebel der Verweigerung argumentativ zu durchstoßen: Wahrheit und Wirklichkeit, in Auseinandersetzung, zum Leuchten zu bringen“.

Wenige Sätze zeigen so deutlich die Entschiedenheit, die Bökmann in dem verdickten Klima der Schönfärberei, der laschen Beruhigung und des Totschweigens, das nach dem Konzil herrschte, von Anfang an als Mahner und Warner gezeigt hatte. Daß seine Stimme längst unüberhörbar war, zeigte sich in dem unerfreulichen Tauziehen um den Kölner erzbischöflichen Stuhl, das nach dem Tode Höffners einsetzte. Auch Bökmann wurde als Kandidat genannt, wenn auch vielleicht nur, um ein Schreckgespenst an die Wand zu malen, das die beteiligten progressiven Kräfte zu größerer Eile und Observanz gegenüber Rom drängen sollte. Als in der FAZ auch über diese Möglichkeit spekuliert wurde, sagte ich zu dem Jubilar: „Das wäre die Wende im deutschen Katholizismus“. Er bemerkte trocken: „einmal ist es völlig absurd, mit einer solchen Möglichkeit zu rechnen und zum anderen wäre DAS nicht die Wende, sondern mein Ende. Denn das, was mit anderen konservativen Bischöfen gemacht wird, wäre eine Kleinigkeit gemessen an dem, was sie mir zufügen würden!“

● *Inserviendo consumidor!* Daß er sich im Dienst an der Wahrheit aufzureiben habe, war dem humorvollen, für Anekdotisches immer aufgeschlossenen, stets zu einem guten Glase Wein und zu geselliger Tafelrunde mit Freunden und Mitbrüdern aufgelegten, zu besinnlicher Ruhe neigenden Jubilar sicher nicht in den Sternen geschrieben! Als jedoch der alternde und kränkliche Wilhelm Schamoni 1980 an ihn herantrat und ihn bat, als sein Nachfolger die Herausgabe und Redaktion der von ihm 1970 begründeten Zeitschrift „Theologisches“ zu übernehmen, sagte er nach Beratung mit Freunden rasch zu; wohl wissend, welche Last, aber auch, welche immens wichtiges publizistisches Apostolat er mit dieser Aufgabe übernehmen würde. Der Einfluß der Zeitschrift beruhte zunächst auf drei Faktoren. Das war einmal die begnadete, spirituell und geistig so hochstehende Persönlichkeit Schamonis selber, der durch seine umfangreiche Erforschung der Heiligenleben und der entsprechenden Akten sowie vor allem durch sein herrliches Werk: „Das wahre Gesicht der Heiligen“ weithin bekannt geworden war. Schamoni, der auch ein exzellenter Theologe war und sich zeitlebens besonders intensiv mit naturphilosophischen Grenzfragen befaßte, verstand es vor allem, Fachleute der verschiedensten Disziplinen von der Theologie über die Philosophie, die Ethik bis zur Psychologie und den Naturwissenschaften zur Mitarbeit heranzuziehen, sodaß „Theologisches“ von Anfang an alles andere als ein bloßes Erbauungsblatt war – obwohl auch diese in der heutigen Situation dringend erforderlich sind!

Der zweite Faktor, der zur Durchschlagkraft von „Theologisches“ beitrug, war ganz einfach die Tatsache, daß es als Beilage zur damaligen „Offerten-Zeitung für die kath. Geistlichkeit“ erschien und damit quasi automatisch fast jeden Pfarrhaushalt in der alten Bundesrepublik erreichte. Und wenn auch manche progressive Geistliche nach ihrem eigenen Bekunden und „Dialog“-Verständnis die Zeitschrift wegwarfen, so blieben doch bemerkenswert viele Leser und Multiplikatoren, auch seitens der Laien, übrig. Und damit sind wir schon beim dritten Punkt, der von Anfang an bis heute die große Resonanz von „Theologisches“ erklärt. Neben der „Una-Voce-Korrespondenz“ und dem „Fels“ war und ist die Zeitschrift einfach eine der ganz wenigen, die noch nicht im progressiven, alles Neue hektisch akklamierenden progressiven Fahrwasser schwimmt und die eskalierende Selbstzerstörung von Glauben und Kirche offen beim Namen nennt.

● Mit all dem sind aber auch schon die Schwierigkeiten angedeutet, die solche Organe von Anfang an begleiten und von denen auch „Theologisches“ ein Lied singen kann. Nicht nur, daß keine finanzielle Unterstützung seitens offizieller kirchlicher Stellen zu erwarten ist. Ich selbst habe als damaliger Vorsitzender der „Bewegung für Papst und Kirche e.V.“ die Gründerjahre des „Fels“ mit erlebt und erlitten, der zunächst als Organ dieser Bewegung erschien und weiß, welche Zitterpartien der Schriftleiter Pater Hermes, einer der ganz Großen des innerkirchlichen Widerstandes gegen die Glaubenszerstörung, und sein treuer Mitarbeiter Froithelm durchmachen mußten, um zu vermeiden, daß kirchliche Stellen gegen die Zeitschrift vorgingen.

Auch Wilhelm Schamoni, der seit seiner Haft im Konzentrationslager unermüdlich, glanzvoll und so überaus erfolgreich für den Glauben gewirkt hat, ging schließlich sang- und klanglos in den Ruhestand und es bedurfte aller Mühe seiner Freunde wie des Bischofs Graber, des Prälaten Overath, Bökmanns u.a., daß ihm an seinem selbstgewählten Alterssitz Altötting dann doch noch die Würde des Prälaten zuteil wurde.

Konsequent verfolgte Bökmann die Linie seines ihm zum Anreger, Vertrauten und Freund gewordenen Vorgängers weiter. Dabei kam ihm auch sein immenses zeitgeschichtliches Wissen zu Hilfe; gehören doch das Studium, ja die Erforschung der neueren Geschichte und der Zeitgeschichte zu seinen ganz großen Passionen! Von Anfang an wehrte sich Bökmann in seiner dreifachen Eigenschaft als Heimatvertriebener, als Moraltheologe und Zeithistoriker gegen jene einseitige Perspektive, für die alles, was den Deutschen seit 1944/45 angetan worden ist, a priori richtig oder doch mit einem Tabu belegt ist, über das man nicht sprechen darf und für die es unsittlich für einen Deutschen ist, sich heute noch zu so etwas wie Vaterlandliebe zu bekennen. Daß es absurd ist, ihn deshalb, wie das unsere kirchlichen Medien heute nur allzu gern mit unliebsamen konservativen Theologen tun, als „Rechten“ abzuqualifizieren, zeigen die immer wieder in den letzten Jahrzehnten in „Theologisches“ erschienenen Dokumentationen über die Kirchenverfolgung im Dritten Reich; ganz davon abgesehen, daß schon der Schüler Kontakt mit jenen priesterlichen Blutzügen hatte, über die wir eingangs gesprochen haben.

● Unter seiner Herausgeberschaft wurde die Analyse der neuen Theologie und der entsprechenden kirchlichen Vorgänge umfassender weitergeführt, als dies bisher der Fall war. Das will sagen, daß Bökmann und seine Mitarbeiter eindringlicher noch als zuvor den Versuch machten, die vielen Tendenzen der Aufweichung des Glaubens aus einem einzigen gemeinschaftlichen Grunde zu begreifen: der neuen Religion der einen, alles umfassenden Menschheit, zu der Christentum und Kirche einen spezifischen Beitrag zu leisten haben. Gerade die Beiträge, die sich dieser prekären Problematik widmeten, fanden ein weites Echo und festigten den Ruf der Zeitschrift als eines der wenigen deutschsprachigen Organe, das wirklich noch Ernst macht mit der Mahnung des Konzils, „Schrift und Tradition unversehrt zu bewahren“. Obwohl oder gerade weil stets um strenge Kirchlichkeit bemüht, sahen und sehen sich einige Mitarbeiter auch immer wieder veranlaßt, in Erinnerung an das Wort von Kardinal Seper, daß die Krise der Kirche eine Krise der Bischöfe ist, diese zu bitten, ja zu drängen, daß sie angesichts der sich verschärfenden Glaubenskrise endlich wieder mit aller Entschiedenheit und umfassend ihres Hirtenamtes walten! Daß diese Signale auch in Rom richtig verstanden wurden, zeigten die dankbaren und anerkennenden Briefe, die der Präfekt der Kleruskongregation, Kardinal Oddi, unter dem 24. März 1982 und dem 20. Januar 1986 an Bökmann als Herausgeber richtete.

● Eine schwere Belastungsprobe, die das ganze Standvermögen, Klugheit und vor allem rasche Entschlußkraft des Jubilars erforderte, ergab sich, als der Verlag Kral, der von Anfang an die „Offerten-Zeitung“ betreut hatte, 1991 einen neuen Pächter erhielt. Dieser, selbst kein Theologe, entfaltete schon bald eine rege Reisetätigkeit, die ihn u.a. zu Mitgliedern der „Fördergemein-

schaft“ von „Theologisches“ führte, die als gemeinnütziger Verein bei der Finanzierung der Zeitschrift hilft und der neben anderen bekannten Theologen und Laien u.a. die Apostolischen Protonotare und Professoren Remigius Bäumer, Gerhard Fittkau und Johannes Overath angehören. Doch auch andere Prälaten, Theologen, je selbst Bischöfe wurden aufgesucht, wobei sich der neue Verleger oder Verlagspächter eines ehemaligen Zaitzkofener Seminaristen und eines Augsburger Kaplans als Theologen bediente. Zweck der Reisen war es offenbar, Auskünfte über die theologische Bonität und die Richtung der Zeitschrift zu erhalten, obwohl diese ja für jeden des Lesens Kundigen offen zu Tage liegt. Schon bald festigte sich der Eindruck, daß dem neuen speziell marianisch geprägten Verlagspächter die „ganze Richtung des Blattes nicht paßte“ und er es in eigene Regie bekommen wollte, und so bestand die ganz reale Gefahr, daß es nicht in der bisherigen Weise fortgeführt werden könne. Warum diese Gefahr so real war, hat Böckmann selbst in den beiden Ausgaben zu Aschermittwoch 1993 und in der April-Nummer 1993 ausführlich begründet.

So mußte der Entschluß gefaßt werden, die Zeitschrift vom bisherigen Verlag zu lösen und in eigener Regie in jeder Hinsicht selbstständig weiterzuführen, und ich sehe noch das ernste Gesicht Böckmanns vor mir, als wir diese Notwendigkeit, die unter den gegebenen innerkirchlichen Bedingungen einem Sprung ins kalte Wasser gleich, in der Kölner Wohnung von Prälat Overath erwogen. Daß dieser Sprung gelang, daß „Theologisches“ jetzt noch freier eine unüberhörbare Stimme in der gegenwärtigen Wüstenei des Glaubens ist, daß die der Zeitschrift angeschlossenen Schriftenreihen „Respondeo“ und „Distinguo“ und vor allem die regelmäßigen theologischen Tagungen in Fulda ein weit über die Grenzen der Bundesrepublik hinausreichendes Echo fanden, haben wir dem Jubilar zu verdanken.

Wir sind dankbar auch für seine unerschütterliche Heiterkeit und seinen ebenso im Glauben wie in seinem Naturell begründeten Humor, der ihn selbst auf eine im Dialog-Zeitalter gar nicht so seltene Karte ohne Anrede und ohne Schlußformel wie diese mit einem Palmström-Vers reagieren läßt: „ich verwahre mich gegen die Zusendung Ihres Blattes. Es fliegt doch nur in den Papierkorb“. Nicht selten findet er die Zeit, immer aber die Gelassenheit, aus dem unerschöpflichen Schatz seiner Erinnerungen zu plaudern oder einfach sinnend auf die Wasser des Rheines zu schauen, dessen Ufer ihm schon so lange zur zweiten Heimat geworden sind. Um dann plötzlich zu fragen, was Heidegger mit seinem „Sein“ eigentlich meine oder auf eine interessante Neuerscheinung aufmerksam zu machen: Auf den ersten Blick so gar kein Kämpfer, sondern eher ein homme des lettres, ein nachdenklicher und auch freundlicher Mensch!

Doch die geschichtliche Situation, in der wir leben, fragt nicht nach unserem Naturell und nicht nach unseren Passionen, sondern verlangt von uns, das zu tun, was das Gebot der Stunde ist. Und in diesem Sinne rufen wir Johannes Böckmann an seinem Ehrentage ein lautes „ad multos annos!“ zu; gewiß aus Freundschaft und doch auch, damit uns seine Stimme und sein unverzichtbarer Dienst noch lange erhalten bleiben.

**Walter Hoeres**

Meine einzige Angst ist die, daß meine Mittelmäßigkeit entwürdigen könnte, was ich bewundere.

**Nicolás Gómez Dávila**

## Kirchensplitter

### Dieses war der erste Streich. . .

„Geschwisterliche“ „Gotteslob“-Revision

*Dieser Vers Wilhelm Buschs kommt mir in den Sinn, wenn ich die Neuauflage des katholischen Gebet- und Gesangbuchs „Gotteslob“ (GL) betrachte. Was ist geschehen? In 14 Liedtexten wurden Änderungen vorgenommen. Bei diesen Änderungen ging es nicht um eine Anpassung an die neuen Rechtschreibnormen, wie mancher vielleicht vermutet. Nein, es handelt sich um Wichtigeres!*

Frauen werden in manchen Textstellen in unerträglicher Weise dadurch massiv diskriminiert, daß sie unerwähnt bleiben bzw. nur männliche Vertreter des Kirchenvolkes sich angesprochen fühlen dürfen. Das darf nicht sein! So hat man die Wörter ‚Bruder/Brüder‘ bzw. ‚Sohn/Söhne‘ durch geschwisterlichere Wendungen ersetzt. Von dieser Revision sind, soweit ich feststellen konnte, folgende Lieder betroffen: 160/3,5,7; 168/3; 248/4; 480/2; 519/2; 548/3; 621/3; 624/2,3; 634/3; 637/1; 638/3; 640/2; 642/2. Daneben wurde noch der Text von 116 ‚Gott heiliger Schöpfer aller Stern‘ in Strophe 2 von „... drum nimmst du auf dich Schuld und Pein.“ in „... drum nahm er auf sich.“ geändert. Was diese Änderung betrifft, ist nicht ganz klar, warum sie erfolgte. Wegen der besseren Singbarkeit? Dann hätten noch mehrere Lieder geändert werden müssen. Aus theologischer Absicht? Sollte die Gottheit Jesu nicht mehr so klar zum Ausdruck kommen?

• Wenden wir uns nun den geschlechtsbedingten Änderungen zu und schauen uns dazu einige Beispiele an. GL 480 ‚Wir weihn der Erde Gaben‘ ist in der zweiten Strophe „... nimm uns als Christi Brüder.“ behutsam in „... nimm uns als Christi Glieder.“ geändert worden; beim gleichzeitigen Singen dürfte es zu keinen größeren Konflikten zwischen den Versionen kommen, handelt es sich doch bei den Alternativwörtern ‚Brüder‘, ‚Glieder‘ zwar um einen unreinen Reim, aber immerhin um einen Reim, so daß ein gewisser Wohlklang gewahrt bleibt. GL 637 ‚Laßt uns loben, Brüder loben‘ beginnt nun freudiger gestimmt mit ‚Laßt uns loben, freudig loben‘; endlich ist der Pluralismus auch bei Liedtexten gewährleistet! Die Irritationen und Verwirrungen mancher Volksänger sollten sich pastoral fruchtbar verwerten lassen. In GL 248 ‚Nun bitten wir den Heiligen Geist‘ bleibt – nomen est omen – in der vierten Strophe der Frieden zugunsten der Schwestern auf der Strecke. Schließlich ist doch der Frieden mit den Schwestern ein fundamentales christliches Anliegen, das unbedingt ernst genommen werden muß.

– Besonders erfreulich ist, daß die Texte im Gotteslob noch kinderfreundlicher geworden sind, was in unserer kinderfeindlichen Umwelt einem mutigen Bekenntnis gleichkommt. In diesem Sinn ist in GL 160 ‚Bekehre uns, vergib die Sünde‘ in der dritten Strophe aus ‚Gottes Söhne‘ ‚Gottes Kinder‘ geworden und in der siebten macht Gott aus ‚Söhnen‘ ‚Kindern‘. Nach dem gleichen Modell wird in GL 621/3 aus ‚Söhnen‘ ‚Kindern‘. In GL 642/2 hieß Gott früher ‚jeden Sohn und Kind‘ und jetzt schlicht ‚jeden von uns Kind‘.

In GL 584 ‚Christi Mutter stand mit Schmerzen‘ ist endlich die deutsche Übersetzung dem Sinn der lateinischen Urfassung angepaßt, die vollkommen geschlechtsneutral lautet (trotz finsterner Mittelalter!): „Pro peccatis suae gentis. . .“. So heißt es jetzt trefflicher in der dritten Strophe „Ach, für aller Menschen Schulden. . .“ statt der ausgrenzenden und exklusiven Form „Ach, für aller Brüder Schulden. . .“. Besonders möchte ich hervorheben, daß auch die Forderung des Kirchenvolksbegehrens nach mehr Geschwisterlichkeit innerhalb der Kirche nun im neuen GL berücksichtigt ist. In GL 638 ‚Nun singe Lob du Christenheit‘ erschallt jetzt in der

dritten Strophe ein echt geschwisterlich-solidarischer Appell, der seine befriedende und versöhnende Wirkung nicht verfehlen wird: „Er lasse uns Geschwister sein, der Eintracht uns erfreue. . .“. Endlich auch Friede im Gottesvolk!

Dieser kurze Einblick in die Textrevision des neuen GL soll genügen. Ich möchte noch anmerken, daß geschlechtsdiskriminierende Wendungen weiterhin das GL durchziehen; *der Knecht, der Sklave, der Sünder* etc. schließen mit ihrem maskulinen Geschlecht die Frauen aus.

Ich hoffe, daß diese letzten Relikte feudal-patriarchalischen Denkens in einer weiteren Revision endgültig beseitigt werden.

• Welche Absicht steckt hinter den Textänderungen? Weder die Anzahl der Änderungen (14 Lieder sind betroffen) noch der Umfang (meistens wurde nur ein Wort ersetzt) rechtfertigt die Revision. Sie ist überflüssig wie ein Kropf. Das ganze Unternehmen ist nur ein erster Schritt. Denkbar ist auch, daß zwei nebeneinander existierende GL-Versionen den Vorwand für eine umfassende Revision des GL liefern. Vielleicht wird auch die Rechtschreibreform für weitere Textänderungen genutzt. Die Vorgehensweise bei der Revision des GL ist gekennzeichnet durch eine gewisse Heimlichkeit. Es gab kaum Informationen über die beabsichtigten Änderungen. Bezeichnend ist auch, daß die bibliographischen Angaben auf den ersten Seiten des GL mit keiner Silbe auf eine veränderte oder überarbeitete Auflage hinweisen; nirgends ist verzeichnet, wer

oder was sich hinter AÖL (Arbeitskreis für ökumenische Liturgie?) oder AGL (Arbeitskreis Gotteslob?) verbirgt, die unter einigen revidierten Texten stehen. Wo bleibt da die immer wieder geforderte Transparenz?

– Die qualitative und inhaltliche Dürftigkeit der vorliegenden Revision ist ein Armutszeugnis für die verantwortlichen Kommissionen. Schade um das Geld! Die Konsequenzen für die Gemeinden scheinen den Initiatoren der Revision ziemlich gleichgültig zu sein. Daß verschiedene gültige Textversionen einer weiteren Spaltung Vorschub leisten, interessiert sie nicht weiter. Wie soll schließlich in der Praxis verfahren werden, wenn z. B. zu GL 640 „Gott ruft sein Volk zusammen“ die einen in der zweiten Strophe vorfinden „Wir sind einander Brüder und niemand ist uns fern. . .“, während die anderen lesen: „Als Schwestern und als Brüder sind wir uns nicht mehr fern. . .“? Sollen die Gemeinden den ganzen GL-Bestand austauschen, oder sollen in Zukunft die von der Revision betroffenen Lieder im Gottesdienst nicht mehr gesungen werden, oder soll die neue Form eines pluralen Gesangs ertönen? Warum haben die Bischöfe diese sinnlosen Änderungen gebilligt? Haben sie überhaupt davon gewußt? Ich habe diese Anmerkungen zur Revision des GL ab der 14. Auflage mit einem Vers W. Buschs begonnen und schließe mit Worten des gleich Dichters:

„Wehe, wehe, wehe, wenn ich auf das Ende sehe.“

**Michael Bothe**

## Stilisten

*In der Schweizerischen Kirchenzeitung Nr. 46 und 47/1993 befaßte sich Kurt Koch in einem langen Beitrag mit dem kirchlichen Fundamentalismus als einem „erzreaktionären Phänomen“: Vier Gruppen grenzte er schließlich namentlich aus: Die Priesterbruderschaft St. Petrus. . . das Engelwerk; das Opus Dei und, man höre und staune, die Bewegung für Papst und Kirche, womit die Zeitung Timor Domini und ihre Leserschaft gemeint ist.*  
Arnold Guillet in Timor Domini 1996/1

In „Theologisches“ (November 1995) haben wir über den seltsamen Versuch der Herder-Korrespondenz und anderer Organe berichtet, die Altgläubigen, d. h. all jene Leute, die noch immer glauben und praktizieren, was die Kirche uns stets als Glaubenswahrheit vorgestellt hat, als „Rechte“ zu qualifizieren. Seltsam ist dieser Versuch, weil nicht recht einzusehen ist, was eifrige Verehrer des hl. Herzens Jesu oder Rosenkranzbeter mit dem Faschismus zu tun haben. Inzwischen hat dieses nützliche Verfahren, die ungeliebten „Traditionalisten“ oder „Fundamentalisten“ als Rechte einzustufen und so eine un- oder halbbewußte Schiene zwischen ihnen und dem politischen Extremismus herzustellen, die sich geradezu ideal im Kampf der Schlagworte gebrauchen läßt, offenbar Schule gemacht.

• So hat sich der neue Bischof von Basel, Dr. Kurt Koch, jetzt bitter darüber beklagt, daß „rechtsextreme Kreise aus der Schweiz“ versucht hätten, seine Ernennung durch Denunziationen in Rom zu verhindern. Der Zungenschlag des neuen Basler Oberhirten ist gleich aus zwei Gründen bemerkenswert. Zunächst fragt man sich in der Tat unwillkürlich, ob es auch in der Schweiz so etwas wie „Nazis“ oder angeblich antisemitische, Steine gegen Ausländerheime werfende Gruppen gibt. Und sodann war es auch schon vor dem Konzil üblich, alle, die in Rom Bedenken hinsichtlich der Grundsatzfestigkeit, der theologischen Klarheit, des Glaubenseifers eines Kandidaten erhoben, als Denunzianten zu verunglimpfen: so als würden die Mahner und Warner der Häre oder

eines geldwerten Vorteils wegen irgendeinen ungeliebten Kandidaten einfach in Rom verpfeifen. Und es wundert den Kenner des innerkirchlichen „Dialoges“, in dem schon längst die Schlagworte wie Steckbriefe ausgetauscht werden, wohl kaum noch, daß Teile der Kirchenpresse die Schelte von Bischof Koch begierig aufgriffen, wobei sich auch hier die Kirchenzeitung für das Bistum Limburg „Der Sonntag“ wieder durch besondere Verve hervortat. „Da schicken“, so entrüstete sich Johannes Becher im „Sonntag“, „rechtsextreme Katholiken Verleumdungsbriefe an den Papst, um eine Bischofsweihe zu verhindern. Der in Basel demokratisch gewählte Kurt Koch sollte auf diese linke Tour von den Rechten madig gemacht werden“. Und: „den Schweizer Nuntius ließen die Petzer bewußt aus ihrem üblen Spiel“.

• Auch hier ist wieder das Interessante, daß die *Wahrheitsfrage* und damit die Frage, ob die „Petzer“ vielleicht theologische Gründe für ihre Bedenken gehabt haben und welche das sind, völlig außer Betracht bleibt, ja die Möglichkeit eines solchen Problems gar nicht mehr in Betracht gezogen wird. Wenn Glaube in bloße Meinung verwandelt wird, warum sollte Bischof Koch da auf eine bestimmte Meinung festgelegt werden? Und daran, daß die Kirchenzeitungen, ja die ganze, mit immer noch reichlich fließenden bischöflichen Subsidien bedachte veröffentlichte Meinung in der Kirche aufs kräftigste an dieser Verwandlung mitwirken, kann nun wirklich kein Zweifel mehr sein!

Im Zuge dieser Verwandlung geht es bei den Auseinandersetzungen um den Glauben schon lange nicht mehr um die Wahrheitsfrage, sondern nur noch um *Stilfragen*. Demjenigen, der heute noch über die Zerstörung und schlimmer noch die Zerstörer des Glaubens sich beschwert, wird bedeutet, er hätte die betreffenden Theologen nicht „heimtückisch“ und „hinterrücks“ bei den Bischöfen anschwärzen, sondern öffentlich zu seinen Vorwürfen stehen sollen. Tut er das, so sieht er sich regelmäßig mit dem Vorwurf konfrontiert, das alles gehöre nicht in die Öffentlichkeit, ja es zeuge von größter Lieblosigkeit, solche Kritik gleich publik zu machen.

• In jedem Falle bleibt die Wahrheitsfrage und damit auch die nach der Triftigkeit der Vorwürfe außer Betracht und das aus dem einfachen Grunde, weil der Sinn für sie in dem Meinungswirrwarr, der uns heute als innerkirchlicher Pluralismus verkauft wird, längst abhanden gekommen ist. In dieser Lage ist es auch seltsam,

ja geradezu grotesk, gerade heute allenthalben mit der ebenfalls längst zum Schlagwort herabgesunkenen Parole konfrontiert zu werden, alles komme darauf an, den Glauben in unserer Zeit erfahrbar zu machen: eine Mahnung, die in dem Maße zum Crescendo gesteigert wird, in dem die Inhalte des Glaubens kraft permanenter Hinterfragung verschwimmen.

So sind die Erfahrungen, die „konservative“ Autoren in zunehmendem Maße machen müssen, ebenso paradox wie andererseits auch wiederum begreiflich. Man hält sich nicht mehr auf über das, was sie sagen, sondern darüber, wie, wann und wo sie es sagen und an die Stelle der Sachfrage ist die Stilfrage getreten. Schon teilt die Theologie das Schicksal der heutigen Pädagogik! Je weniger sie die Frage beantworten können: „was sag ich meinem Kinde?“, umso mehr sinnen die Divisionen von „Erziehungswissenschaftlern“, die wir heute von Amts wegen beschäftigen, in immer neuen Anläufen über die Frage nach: „wie sag ich's meinem Kinde?“

Walter Hoeres

## Umwege

*Res severa verum gaudium*  
Seneca ep. mor. 23,4

*Diejenigen unter uns, die schon in Mädchenklassen der mittleren Alterstufe unterrichtet haben, kennen wohl alle das Phänomen. Plötzlich fangen alle zu lachen an und dieses unterschwellige Kichern irritiert weit mehr als jede bewußte Störung. Denn es ist weit und breit kein Grund für die dennoch ansteckende Lustigkeit zu sehen und es ist deshalb ihre gänzliche Irrationalität, die uns so sehr beirrt! Das unterscheidet sie vom Gelächter, mit dem wir auf einen gelungenen Witz oder die Komik der Situation reagieren. Denn solches Lachen ist eine durchaus vernünftige Antwort, mit der wir auf die drolligen Seltsamkeiten, die das Leben so mit sich bringt, reagieren und im übrigen schwingt in diesem Gelächter immer auch das Staunen mit, daß so etwas überhaupt möglich sei.*

Weiterhin unterscheidet sich jene Lustigkeit, die man gerade wegen ihrer inneren Grundlosigkeit auch jederzeit synthetisch durch reichlichen Alkoholgenuß und die entsprechende bierselige Schunkelatmosphäre erzeugen kann, von der wahren Heiterkeit, jener serenitas animi, jener sonnenüberglänzten „Meeresstille des Gemütes“, wie sie Schopenhauer nennt, in der die Epikuräer und in gewisser Weise auch die Stoiker das höchste Lebensziel fanden. Ihr Problem war ja gerade, einen einleuchtenden Grund für diese Heiterkeit zu finden, der auch dann noch überzeugt, wenn das äußere Leben wenig entsprechendes bietet. Und so fanden sie diesen Grund in jener Weisheit, die uns Unerschütterlichkeit auch gegenüber allen äußeren Schicksalsschlägen verleiht oder in jener unangreifbaren Übereinstimmung mit sich selbst, wie sie die wahre Tugend gebiert.

• Aber es liegt auf der Hand, daß auf diesen wenn auch honorigen Wegen, die immerhin der Vernunft- und Geistnatur des Menschen Rechnung tragen, das wahre Glück nicht zu finden ist. Es besteht nach dem hl. Thomas von Aquin, der hier nur stellvertretend für die christlich-abendländische Tradition genannt sei, im Besitz des wahren und höchsten Gutes, also Gottes selber. Gewiß besitzen wir ihn in diesem Leben noch nicht in jener vollen, anschaulichen Klarheit, die erst im Himmel gegeben ist. Aber die Gnade ist eingegossenes Licht, durch das wir schon einen Vorgesmack des Himmels, eine wahre inchoatio vitae aeternae besitzen. Deshalb überzeugen die großen Heiligen und jene, die die Gnade nicht ausschlagen, sondern wirklich ergreifen, durch ihre

unbeirrbar Heiterkeit und das Glück, das aus ihnen hervorscheint und auch andere zu Christus führt.

Seitdem man jedoch in der Kirche die Parolen ausgegeben hat, die Gnadenlehre zu entmythologisieren, die „Drohbotschaft“ durch die „Frohbotschaft“ zu ersetzen und die Gottesdienste als Gemeinschaftsfeiern einzurichten, wird diese übernatürliche Heiterkeit durch verordneten Frohsinn ersetzt. Wie man heute hier „zusammen froh“ und „immer wieder zusammen froh“ sein will, haben wir ausführlich genug in unserer Broschüre: „Gottesdienst als Gemeinschaftskult“ (Distinguo 1, Verlag Johannes Bökmann) dargestellt!

– Angesichts der Zeitläufte aber will sich der Frohsinn nicht immer und überall einstellen. Was synthetisch ist, kommt nicht von selbst zustande! Die Lustigkeit muß also erzeugt werden und dafür bietet sich nun einmal als einzig noch verbleibender Schauplatz, nachdem man die Andachten gestrichen hat, die hl. Messe an! Da wir uns bei ihr aber offensichtlich nicht in einer Wirtshausatmosphäre befinden, mit der die Lustigkeit eo ipso schon gegeben ist, kommt es zu jener Mischung von Krampf und Peinlichkeit, die nach unserer Einschätzung der Lage das wirksamste Mittel ist, die Leute aus der Kirche herauszutreiben: jedenfalls die, die sich noch eine gewisse Feinfühligkeit bewahrt haben. Denn was gibt es peinlicheres als einen Priester, der angetan mit den hl. Gewändern urplötzlich albern wird oder sich wie ein zudem noch schlechter Conferencier benimmt? Zur Zeit der Fastnachtsmessen, aber nicht nur dann, können wir landauf, landab eine Fülle solcher Peinlichkeiten erleben, über die die Kirchenzeitungen beifällig berichten!

• Jetzt wurde mir glaubhaft von einem Pfarrer berichtet, der in einer südwestdeutschen Barockkirche amtiert. Die Treppe zur Kanzel hatte man nach dem Konzil abgeschlagen, da sie nicht mehr gebraucht wurde, die Kanzel aber selbst aus architektonischen Gründen belassen. Auch hier wiederum: wie dankbar mußten und müssen wir immer noch im Zeichen des nachkonziliaren Vandalismus sein, daß es so etwas wie Denkmalbehörden gibt! Nun stellte der geistliche Herr eine Leiter an, um sich auf diesem ungewöhnlichen Wege von außen in die Kanzel hinein zu schwingen und so den Gläubigen mit diesem turnerischen Gag und der Verkündigung von oben einmal etwas anderes zu bieten!

Doch trotz dieses akrobatischen Kanzel-Rittes ist nicht zu „befürchten“, daß die Spaßmacher sozusagen zur Abwechslung auch wieder einmal sakral werden und die hl. Messe lateinisch oder versus Deum feiern in jener ehrfürchtig getragenen und demütigen Weise, in der der Priester ganz zurücktritt, um für Christus, den ewigen Hohepriester Platz zu machen. Denn hier hört natürlich aller Spaß auf: würde doch eine solche, wenn auch nur instantane Rückkehr oder Reminiszenz an die alte Messe ihre Existenzgrundlage als entsakralisierte Gemeindeführer und Vorsteher der Mahlfeier in Frage stellen. Sie würde vor den dann allerdings sehr erstaunten Gläubigen blitzartig aufleuchten lassen, was der Priester sein sollte und einstmals auch selbstverständlich war, und deshalb wird es dabei bleiben, daß man solche gelegentlichen Reminiszenzen nur komödiantisch verfremdet darbietet, um dem Grundsatz: „variatio delectat“ zu genügen.

Walter Hoeres

Anstelle des Paternalismus will der Sozialismus die Zucht der Waisenhäuser.

Nicolás Gómez Dávila

## Aus Zuschriften an den Herausgeber

Prof. van der Ploeg schreibt in Nr. 2, Spalte 23, daß frühere Päpste lehrten, Kirche und Staat sollen zusammenarbeiten.

Als ob das nicht mehr so wäre: In Deutschland arbeiten Kinderermordestaat und r. k. Episkopat seit 1976 im Rahmen des § 218 StGB einträchtig zusammen, also sogar nachkonziliar.

Wie es sintemalen war: „Thron und Altar“.

Peter Bliemel, 83549 Eiselfing

*Folgenden Brief von allgemeinem Interesse bringen wir mit Erlaubnis von Herrn Prof. DDr. J.P.M. van der Ploeg O.P., Nijmegen und des Verfassers.*

Sehr geehrter Herr Professor,

*als Leser Ihrer Besprechung der Abhandlung der Päpstlichen Bibelkommission in THEOLOGISCHES (4/96) danke ich Ihnen für die wertvolle Kritik und Erklärung des Textes.*

Für die Praxis wäre es wertvoll gewesen, hätten die Autoren die Auslegungsmethoden durch konkrete Beispiele erläutert, je ein Beispiel für falsche und eines für nützliche Verwendung. Es müßte auch ein Gremium von Fachleuten geben, die im Auftrag des Papstes und in Übereinstimmung mit der Tradition Anfragen von Predigern und Katecheten autoritativ beantworten können,

– etwa die Frage: „Kann im Gegensatz zur immerwährenden Lehre der hl. Kirche und zur Feier der hl. Liturgie mit gutem Gewissen gelehrt werden, daß keiner der Autoren der Evangelien identisch ist mit den Heiligen, die die Kirche als Autoren feiert?“ (wie im neuen Lex. f.Th.u.K. „Evangelisten“) behauptet wird? oder

– „Darf man lehren, daß das Sprachenwunder an Pfingsten nur Glossolalie (unverständliches Lallen) war, das vom Autor verbessert wurde?“ (ebd. „Glossolalie“)

– „Darf man die Worte Jesu am Kreuz auf das Wort bei Mk reduzieren und die übrigen für Schöpfungen der Autoren halten?“

Für die Praxis wäre eine theistische Anfrage an den Text eines Abschnitts förderlich: „Was lehrt er mich über Gott?“ oder eine humanistische: „Was lehrt er über den Menschen?“ oder eine kosmologische, ethische, anagogische, apologetische, spirituelle („Welche Gnaden bietet mir hier Gott an?“) entsprechend Ihrem Zitat 2 Tim 3,16.

Das Los des armen Lazarus und das des reichen Prassers z. B. widerlegt die Reinkarnationsideologie und die Meinung, die Seelen seien im Jenseits nur Schemen, Schattenbilder gewesen.

Da die Dogmen und die unfehlbaren Moralentscheidungen unfehlbare Auslegung der hl. Schrift sind, müßten die Dogmatiker und Moraltheologen gegenüber exegetischen antidogmatischen Thesen das Lehramt des Papstes und der Bischöfe (Konzilien) vertreten, damit nicht in der Theologie ein dauernder Bürgerkrieg herrscht zwischen kirchlicher und modernistisch-liberalistischer Lehre. Die einzelnen Bischöfe und Bischofskonferenzen sind überfordert. Eine Klage über falsche Thesen im Religionsunterricht wurde von der zuständigen Kommission der Bischofskonferenz mit der Auskunft beantwortet: „Diese Thesen werden an den Universitäten vertreten!“

Nötig wäre eine Ethik der Schriftauslegung. Der hl. Klemens Maria Hofbauer gab einem Bibelleser den Rat: „Seien Sie demütig! Sonst kommt Ihnen das Wort Gottes wie eine Fabel vor!“ Gott mahnt die Exegeten und Bibelleser: „Ad quem respiciam, nisi ad pauperculum et contritum corde, et tremendem sermones meos!“ (Is 66,2)\*

Gelten die letzten Worte der Bibel nicht analog für alle: „Wer etwas hinzufügt, dem wird Gott die Plagen zufügen, von denen in diesem Buch geschrieben steht. Und wer etwas wegnimmt von den prophetischen Worten dieses Buches, dem wird Gott seinen Anteil am Baum des Lebens und an der heiligen Stadt wegnehmen, von denen in diesem Buch geschrieben steht“ (Ofbg 22,18 f.).

Darf man Jesus, Gott hochgelobt in Ewigkeit, seiner heiligsten Mutter, den hl. Engeln, den hl. Aposteln und Propheten Worte oder Werke (Wunder) stehlen, vernebeln, abwerten, verkleinern oder verfälschen?

Mit pfingstlichen Grüßen  
und freundlichem Dank

Pfri.R. Egon Bertele, Kissing

\* In diesem Sinn las die hl. Theresia vom Kinde Jesu die hl. Schrift und legte sie aus, um sie zu leben und die Novizinnen zu lehren.

Werter Prof. Bökmann!

Seit diesem Jahr bin ich Bezieher Ihrer Zeitschrift und möchte sie nicht mehr missen.

Jedoch stört mich im Beitrag „Der Fundamentalsatz der christlichen Religion“, den ich ansonsten ausgezeichnet finde, folgende Passage in Spalte 59: „Nun aber liegt die Auferstehung Jesu ihrer Natur und Einzigkeit nach, ähnlich wie die Weltschöpfung, jenseits des Bereichs unserer Erfahrung, so daß sie weder mit den Methoden der Naturwissenschaft noch der Geschichtswissenschaft ausgemacht oder bewiesen werden kann. Sie liegt sogarermaßen außerhalb, daß sie, anders als z. B. die Existenz eines Schöpfers, auch nicht mit Hilfe der Philosophie nachgewiesen werden kann.“

Die Aussage dieses Abschnittes erscheint mir verdächtig verwandt mit den folgenden Sätzen: „Die Auferstehung des Erlösers ist kein eigentlich geschichtliches Ereignis, sondern gehört einer streng übernatürlichen Ordnung an und ist nicht bewiesen noch je beweisbar. Das christliche Bewußtsein hat diese Ereignisse allmählich aus anderen Tatsachen abgeleitet.“

Der hl. Papst Pius X. hat diese Sätze zusammen mit anderen 1907 als *Modernismus* verurteilt! /Vgl. N-R, Nr. (233)

Karl-Heinz Küppers sollte sich, gerade weil er über den Fundamentalsatz unserer Religion geschrieben hat, eindeutig ausdrücken, um sich nicht dem Verdacht des Modernismus auszusetzen.

Der restliche Beitrag gibt Zeugnis für den Glauben des Verfassers an die Auferstehung unseres Herrn Jesu Christi, aber der kritisierte Abschnitt für sich genommen leistet "Behauptungen, wie die Auferstehung könne grundsätzlich kein geschichtliches Ereignis sein" Vorschub, die Sie selbst in Ihrem April-Leitartikel verurteilen.

Mein Gesamteindruck von „THEOLOGISCHES“ bestärkt mich in der Hoffnung, daß die von mir monierte Aussage ein „Ausrutscher“ gewesen ist und die Ausnahme bildet, die die Regel bestätigt.

Mit freundlichen Grüßen

Christoph Matthias Hagen, Bernkastel-Kues

Zu v. Kuehnelt-Leddihn, THEOLOGISCHES 1996, 62 ff.

Sehr geehrter hochwürdiger Herr Prof. Bökmann,

Die Aussage „das künstlerische Europa war immer größtenteils katholisch“ läßt sich in dieser Allgemeinheit nicht aufrechterhalten. Zumind. im Bereich der Musik trifft sie nämlich nicht zu. Gerade für die neuen liturgischen Formen, die sich im Gefolge der Reformation entwickelten, war eine neue Musik notwendig, da die überkommene Musik -natürlich- an den alten Formen orientiert war. Auch Luther selber hat viele Lieder vertont.

Die weitere Entwicklung hat sodann ganz große Musiker hervorgebracht (von denen viele aus Thüringen stammen: Schütz, Schein, die vielen Bachs, um nur wenige zu nennen).

Andererseits soll damit nicht gesagt sein, daß es nicht auch weiterhin große katholische Komponisten gab, unter ihnen auch Mozart und Bruckner.

Schließlich weiß ich nicht, ob der Ausdruck „Proselytenmacheri“ glücklich gewählt ist: Natürlich will auch ich Andersgläubigen die Schönheit unserer katholischen Religion mit ihren festlichen Riten (insbesondere wo sie noch die jahrtausendealte Tradition atmen) darstellen und sie davon überzeugen, daß ein Beitritt zur katholischen Kirche für sie das Beste ist, aber mit dem Begriff „Proselyten machen“ verbinde ich eher eine Zwangsmissionierung.  
Mit freundlichen Grüßen

Ihr Georg Hötte, Elxleben

Mit großer Freude erfüllt mich immer wieder, wenn „Theologisches“ hier eintrifft. In einer Zeit, in der jeder seinen Egoismus kanonisieren will, ist eine glaubenstreue Veröffentlichung dringend nötig. Darum möchte ich Dir für Dein Engagement und Deinen Mut herzlich danken.

Pfr. r. R. Theo Hutmacher, Neuss

Hochwürdigster Herr Prälat!

Das Erscheinen des Berichtes über die letzte theologische Tagung in Fulda in der Nummer 3-96 des „Pur“-magazins erinnert mich an einen Vorsatz, den ich im Herbst gefaßt hatte. Ich wollte mich nämlich bei Ihnen für diese 10jährige Tagungstätigkeit, die damals in Würzburg begann, aufrichtigst bedanken. Orientierung, Unterscheidung, Glaubensstärke und Besinnung zu vermitteln, ist Ihnen weithin segensreich gelungen. So sei Ihnen mit etwas Verspätung aufrichtiges Vergelt's Gott gesagt und auch das Gebet für Ihre weitere gesegnete Wirksamkeit gerne zugesagt.

Hochachtungsvoll grüßt

Prof. Mag. et Dr. theol. Alfred Kolaska, Wien

Sehr geehrter Herr Professor Bökmann!

Natürlich bin ich ein eifriger Leser Ihrer Zeitschrift „Theologisches“, d. h. soweit ich dazu komme. Es gelingt mir leider nicht, in jeder Nr. alles zu lesen.

Vor allem ist es mir seit langem ein Bedürfnis, Ihnen mal meinen Dank für die Zeitschrift vorzutragen. Gott sei Dank gibt es monatlich in dieser schlimmen Zeit der theol. Auseinandersetzungen und Verwirrungen diese Zeitschrift. Und vor allem, Gott sei Dank, für die Schar Ihrer Mitarbeiter, die den klaren katholischen Kurs steuern und sich nicht von den Modernisten verwirren lassen (Walter Hoeres – Christa Meves – Georg May – Lothar Groppe usw.).

Es ist mir aber ebenso ein Anliegen (seit einiger Zeit), Ihnen zu sagen, daß es mir immer *schwerer fällt*, „Theologisches“ zu lesen wegen des *zu kleinen Druckes*, vor allem bei elektrischem Licht (abends). Ich denke mir dann immer, könnte man diese Beiträge nicht in größerer Schrift drucken. Diese *Kleinschrift ermüdet sehr schnell* (wenigstens geht es mir immer häufiger so). Ich kann oft nicht mal einen Aufsatz zu Ende lesen, weil die Kleinschrift für die Augen zu ermüdend ist.

Es ist auch alles so dicht gedrängt in dieser Zeitschrift: Beitrag auf Beitrag. Meiner Meinung nach wäre etwas weniger an Stoff, dafür aber in größerer Schrift, angenehmer. Die Fülle erdrückt einen fast, man verliert ob der Fülle die Lust: Weniger wäre besser in größerer Schrift. So meine Erfahrung, die ich Ihnen schon lang vortragen wollte!

Mit freundlichen Grüßen

Ihr Anton Schätzle, Pfr., Vöhrenbach 3

*Wir halten zwar unsere Drucktypen für angemessen, kennen und verstehen indes auch die Beschwerden unseres Lesers. Wir sind deshalb an entspr. Meinungsäußerungen anderer Leser interessiert. Generell halten wir es für notwendig, daß eine gewisse Zeit und Aufmerksamkeit aufgewendet werden muß und investiert werden sollte, um sich heute in religiösen Fragen zu orientieren.*

*Ein neues Buch des Franziskanertheologen Eugen Mederlet:  
Heilung durch das Kreuz Christi*

### Anstiftung zum Akzeptieren des Christlichen

Es scheint, für die Kirche begann mit der Verkündung des „Kruzifix-Beschlusses“ vom 16. Mai 1996 eine neue Ära. Vorher gab es die Parole „Christus ja, Kirche nein“. Jetzt wird Christus bewußt verhöhnt. Viele machen sich zu eigen, was sie über „die Grausamkeit des Kruzifixes“ und „des nackten gefolterten Leibes Christi“ gehört haben. Das „Nein zu Christus“ und ein Ekel vor dem christlichen Glauben sind mehrheitsfähig geworden. - Alfred Rosenbergs Bestseller „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“ (1941) ist neu akzeptiert: „Mit dem Wegfall der Predigten über den Sündenbock als Lamm Gottes wird eine entsprechende Änderung des äußeren Brauchtums (Ritus) vor sich gehen müssen: der Ersatz der die quälende Kreuzigung darstellenden Kruzifixe in Kirchen und auf Dorfstraßen. ...“ Christus müsse als aktiv, sportlich, schön herausgebracht werden gemäß dem Ideal auch der 90er Jahre.

Kann die Berufung auf „das Abendland“ dem Kreuz Sympathien retten? Standen nicht zu viele Kreuzzüge und Scheiterhaufen im Zeichen des Kreuzes Christi? Die Gegner des Christentums fordern und feiern das Ende seines alle bindenden Anspruchs.

Gott „crucifixus“, „ans Kreuz geheftet“, ist ein Skandal. Neu ist, daß sich Christen für ihren gekreuzigten Herrn genieren.

Vor einigen Jahren warb das Plakat eines Bischöflichen Werkes: „Holt sie“ (die Notleidenden) „herab vom Kreuz!“ Das Kreuz war sozusagen kirchenamtlich als Zeichen des Übels interpretiert, das man beseitigen muß, nicht als Zeichen des Heils und Segens.

Die Glaubensformel: „Wir sind durch Christi Tod am Kreuz erlöst“ kann denen, die sich vom Beichtspiegel und dem Teufel verabschiedet haben, nicht viel bedeuten. Von was wollen wir denn erlöst werden – außer „vom Kreuz“ und allen Leiden?!

Wer bevorzugte nicht ein Leben, das frei vom Kreuz ist? Leben wir nicht, wenn wir ehrlich sind, in der „Ökumene“ mit dem „Nein zum Kreuz“? Hat nicht auch die Mehrheit der Kirchenmitglieder (dank der „civil religion“ frei vom „Fundamentalismus“) unmerklich zu so etwas wie „New Age“ konvertiert?

Anders als mit der Kreuzespredigt entsteht christlicher Glaube nicht. Mit der automatischen Vererbung der Volkskirche und des Glaubens früherer Generationen ist es vorbei.

Wer die Probleme bislang lieber unter den Teppich kehrte, den hat die neue Kruzifix-Diskussion erwischt. Was nun? Wollen wir warten, bis 90% aus der Kirche ausgestreuten sind?

Warum tut sich die Kirche schwer, die grundlegendste Frage, nämlich die nach dem Sinn ihres Zentralsymbols KREUZ, einleuchtend und missionarisch zu beantworten? Angenommen sie meint es mit der (Neu-)Evangelisation ernst: dann muß sie zeigen, daß das Kreuz im Leben kein Übel ist, von dem man geheilt werden muß, sondern das Heil und der Triumph.

Wir brauchen eine neue, überzeugende, nicht am Schreibtisch ausgedachte ANLEITUNG ZUM AKZEPTIEREN DES CHRISTLICHEN. „Franziskus, geh, bau mein Haus wieder auf! Du siehst, es zerfällt ganz und gar!“

Das neue Buch des Franziskanertheologen Mederlet trifft ins Zentrum unserer Verlegenheiten mit Kreuz und Leid. Der Titel THERAPIE DURCH DAS KREUZ CHRISTI verrät die Option.

In einem ersten Teil entfaltet der Autor DIE LOGIK DES KREUZES. Mederlet argumentiert mit Bonaventura und der Franziskanerschule: „Nur im Kreuz kann man die Wirklichkeit erkennen.“ Das Kreuz „darf nicht leer gemacht werden. Die jeweilige irdische Generation der Kirche muß ans Kreuz“, denn die bräutliche Kirche muß doch die selbe „blutende Liebe“ wie ihr Bräutigam haben. Nicht als ob man das Leiden nicht vermindern dürfte – es bleibt genug übrig.

Die JÜNGERBELEHRUNG (Teil II) erläutert „das Kreuz mit dem Frust“ und den „Satan“ Petrus. Wahrscheinlich kann man nur „franziskanisch“, in Schmerzen, die Passion verstehen und unsere „guten Gründe“ gegen das Kreuz entlarven: sie fixieren uns auf jene Langeweile, die den „Abschied vom Christentum“ nahelegt.

Der Tod am Kreuz bringt den TRIUMPH DES LEBENS (III) ans Licht! Wer das Kreuz verhütet, vereitelt die eigene Geburt. Verhütungsmentalität. (Indem wir das Paradies erzwingen wollen, produzieren wir Hölle!)

Die Auslotung der THEODIZEE (Teil IV) krönt das spannende Buch: Hatte Gott gedacht, mit dem Paradies werde es gut gehen, und war dann enttäuscht, mußte nachbessern, ist nicht ganz allmächtig? („Das ist total unmöglich. Wenn's so war, gibt's keinen Gott!“)

Der Autor redet ungeschraubt wie St. Bonaventura, originell wie St. Hildegard. Er psychologisiert interessanter als Drewermann, packt heiße Eisen ungenierter an als Frau Ranke-Heinemann, verwendet keine frommen Ausreden, wirkt einfach „reell“. Seine rückhaltlose Klarheit schafft Zutrauen und bringt Witz und Schwung in das Vorhaben der (Neu-? eher: Erst-)Evangelisation.

Wer die geistliche Schwäche der Gläubigen und die Desorientierung der Zweifelnden und Spötter nicht als Schickung hinnehmen will, wird in der Schule dieses neuen Franziskus etwas lernen.

**Hans Gaus**

Mit dem auf Mai 1996 angekündigten Band liegen vier Bände Eugen Mederlet's (1912-1992) vor:

„Die Hochzeit des Lammes“ Franziskus und die bräutliche Kirche. Christiana Verlag Stein a.Rh. 1983;

Schriften der Bonaventura-Gemeinschaft Band 1 „Macht euch bereit zu der Hochzeit“ Vom Mysterium der Mensch-Werdung (2.Aufl. 1994) und

Band 3 „Natürlich sind wir die triumphierende Kirche“. Pfingstliche Botschaften, 1994. – und:

*Eugen Mederlet OFM, Schriften, Band 2:  
THERAPIE DURCH DAS KREUZ CHRISTI  
Anleitung zum Akzeptieren des Christlichen  
Texte zu Theodizee, Passion und Ostern*

Assisi-Verlag Udligenswil 1996. 240 S., DM 19,80, sFr 18,00

Bezug über den Buchhandel oder in Deutschland: Versandbuchhandlung Dr. H. Schultheis, Landwehrstr. 13, D 97070 Würzburg  
in der Schweiz: Assisi-Verlag, Postfach, CH 6044 Udligenswil

## Die Kehrseite der Medaille

*Christa Meves und Andrea Dillon, Aber ich will dich verstehen!  
Eine Mutter kämpft um ihr Kind, Verlag Resch 1995, 178 Seiten,  
ISBN 3-930039-49-4 (Dr. Ingo Resch GmbH, Maria-Eich-Str. 77,  
D-82166 Gräfeling, Tel. 0 89 / 8 54 65-0).*

Ein ungewöhnliches kleines Buch, das von einem verzehrenden, schrecklichen, dramatischen Kampf berichtet, eine Art Abstieg in die Hölle von Verlorenheit, Wut, Aggression, Haß (auch Selbsthaß), Rache, Destruktion, Schadenswille, Verzweiflung und gleichzeitig eine oft am Rand totaler Erschöpfung stehende Suche der Mutter um Verständnis, Hilfsansätze, Auswege. Das Buch geht unter die Haut. Auch die Mutter erkennt nach und nach die Mitverantwortung an dem Kurs ihrer Tochter, die sie nach der Geburt dem Vater übergibt, der nach Amerika auswandert, und die mit 14 Jahren zur Mutter, eine alleinstehende Ärztin, zurückkehrt. Sie macht das Leben zur Hölle, stiftet in dem gepflegten Haus Chaos. Am schauerlichsten das Hin- und Hergerissenwerden zwischen Freßsucht und Magersucht mit provoziertem Erbrechen und gewolltem Verschmutzen der Wohnung. Zunächst keine erbauliche Lektüre,

wird man doch zunehmend gefesselt von kleinen Schritten zu Umstellungsversuchen. Ganz zum Schluß mündet der fürchterliche Kampf nach längerer Therapie, nach „Haß und Entsetzen“, „Entfernungen“ und „Rückzug“ in ein allmähliches „Sich-Fügen“ und einen „Frieden dennoch“ (Kapitelüberschriften).

Das Buch kann zusätzlich noch dadurch besonders wirklichkeitsnah vermitteln, daß es von den beiden Autorinnen in jedem Kapitel wechselweise mal den einen, mal den anderen Kontrahenten die Vorgänge, Zusammenstöße, Reaktionen, aus der jeweiligen Innenansicht gleichsam, ausdrücken läßt. Beide sind zunächst ganz areligiös. Die Mutter erfährt als erste, aus ihrer Ohnmacht heraus, Sehnsucht und Suche nach Gottes Wort und Beistand. Die Tochter, auf diesem Ohr ganz taub, gewinnt anfänglich Zugang durch einen guten religiösen Freund.

Das Buch bestätigt sein Motto:

*Die tiefste Schicht unserer Seele bildet die Hölle in uns, und auch in diese muß Christus hinabsteigen, um uns auferstehen zu lassen (Ernst R. Hauschka)*

Selten werden die Leiden, das Elend, die Bindungsschwäche, die Verwahrlosung an Seele und Leib so offen dargestellt, die andere Seite der Medaille Emanzipation, Selbstverwirklichung, die Verlassenheitsängste der Kinder Geschiedener, die Feuerproben, durch die „alleinerziehende Mütter“ oft gehen müssen. Die bittere menschliche Zeche, die für die Verstoßung von Liebesbindung, der gesegneten Ordnung von Elternschaft, Kindheitsgeborgenheit, Frieden im Sich-Fügen an die Weisheit des Schöpfergottes, im Sichschenkenlassen seiner helfenden Gnade, gezahlt werden muß – so lautet ein Fazit des über Psychologisches und beratend – Pädagogisches weit hinausweisenden Buches – kann zur Reifung, Befreiung, Verwesentlichung gewendet werden. Das Buch arbeitet in nuce die Verhängnisse einer irreführenden Epoche und ihrer menschlichen Opfer auf. Es bestätigt – ohne dies direkt zu intendieren – die Worte des hl. Augustinus: Es sind die selbstgeschmiedeten Ketten, unter denen der Mensch seufzt.

Das „Rufen aus der Tiefe“ ist uns allen angemessen und in diesen Zeiten besonders notwendig. Daß es unter den Generationen wieder zu Vertrauen, Friede und Zuneigung, zum schönen Austausch zwischen Frische und Verlässlichkeit, Wohlwollen und Dankbarkeit komme, müssen wir gerade in unserem Vaterland, in dem diese heilsame Ordnung besonders gründlich, ideologieversessen und auch zynisch ge- und zerstört wurde (Untersuchungen haben das im Vergleich zu anderen Ländern erwiesen), nicht nur hoffen, sondern auch mit dem in diesem bemerkenswerten Buch in großer Dichte beschriebenen persönlichen Ringen nach Kräften voranbringen. Selbst der ganze „Maßnahmen-Katalog“ der üblichen Sozialpolitik greift hier zu kurz. Denn: Es wird sich selbst zur Strafe ein jeglicher ungeordneter Geist (Augustinus). Daß er dies aber zum Heil wenden und öffnen kann, zeigt verdienstvoll das angezeigte Buch.

**Johannes Bökmann**

Als thematisch zu obigem passend liegt in neunter Auflage vor:

*Christa Meves, Problemkinder brauchen Hilfe – ABC der Verhaltensstörungen für Eltern, Christiana-Verlag Stein am Rhein 1995 (Taschenbuch), 160 Seiten, 17,- DM.*

Und als aktualisierte zehnte Auflage gehört zum aufgebrochenen Problemfeld:

*Christa Meves, Großeltern-ABC. Was man wissen muß, um mit Kindern und Enkeln glücklich zu werden, Christiana-Verlag Stein am Rhein 1996, 157 Seiten (Taschenbuch).*

Die Ideen blühen als siegreiche oder unterdrückte, aber verwelken als tolerierte.

**Nicolás Gómez Dávila**

## Viele Söhne

*At ille ait: „Credo Domine!“ et adoravit eum.*  
Joh. 9, 38

*Mehr und mehr werden unsere ökumenischen Bemühungen von jener anbietenden Beflissenheit regiert, die die Grenzen von Glaube und Unglaube, Wahrheit und Irrtum immer flüssiger werden läßt, ja sie oft schon ganz verwischt. Dabei ist auch hier allenthalben das Gesetz der Wechselwirkung zu spüren, das den Angriffen auf die Offenbarung ihre Stoßkraft gibt! Wie der Glaube ein Organismus ist, in dem sich alle Teile stützen und tragen, so sind auch seine Neuinterpretationen miteinander vernetzt. Und es ist erst dieses Netzwerk von Umdeutungen, das den Progressismus zu einer Weltanschauung macht, die ihre eigene schillernde Plausibilität und trügerische Evidenz besitzt.*

• Auch wenn die Angriffe schrittweise vorgetragen werden, so ändert das nichts an ihrer Konsistenz, die sich – manchmal vielleicht auch gegen den Willen ihrer naiven Urheber – einem sich selbst entrollenden Rad gleich immer mehr entfaltet! Wie um die Sonne, so dreht sich beim Glauben alles um Christus als wahren Gott und Menschen. Damit ist schon alles andere gegeben: die Auffassung der Kirche als mystischer Leib Christi, der unvergleichliche Wert seines Kreuzesopfers und die Möglichkeit seiner Vergegenwärtigung in der hl. Messe sowie die Notwendigkeit des Glaubens als eines festen Fürwahrhaltens: wäre es doch eine schwere Beleidigung des Sohnes Gottes, ihm nur in jener kritisch distanzier-ten Reflexion, die uns die Progressisten heute anstelle des hergebrachten vorbehaltlosen Glaubens verordnen, mehr oder weniger diffus zu vertrauen.

*Folgerichtig ist der Progressismus unserer Tage immer auch schon ein mehr oder weniger versteckter Arianismus, der nicht müde wird, so lange an der Gottheit Christi zu kratzen, bis sie sich als der Firnis enthüllt, hinter dem nichts anderes als der gute Mensch Jesus verbirgt, den Gott „in unüberbietbarer Weise“ angenommen habe. Damit erst wird die Bahn frei für den neuen Ökumenismus, der schon lange nicht mehr die Einheit im Glauben, sondern den Glauben an die Einheit zum Ziel hat. Denn wenn Jesus nicht Gott und Mensch ist, dann ist er auch nicht mehr der Eck- und Stolperstein, der sich der immer totaleren Einheit in den Weg stellt!*

In dieser Perspektive gewinnt die bizarre Unterscheidung des historischen Jesus vom Christus des Glaubens ihre eigene Logik. Gewiß, sie ist seltsam für jeden, der sich bei allem wissenschaftstheoretischen und hermeneutischen Getue der kritischen Exegeten noch seinen gesunden Menschenverstand bewahrt hat, denn warum sollte der historische Jesus, wenn er denn doch mit dem Christus des Glaubens de facto identisch ist, nicht darum wissen, wer er in Wirklichkeit ist und in der falschen Meinung verharren, er sei nur ein Mensch wie Du und Ich? Und warum sollte er – gesetzt er sei wirklich Gottes Sohn – keine Wunder wirken?

• Aber inzwischen ist die Leugnung der Wunder Jesu ja schon so gesellschaftsfähig in der Kirche geworden, daß sie auch kein Hindernis mehr auf dem Weg zum Bischofsamt ist. Joh 9, 1–38 zeigt sehr deutlich, daß die Pharisäer weit besser als die neunmal-klugen Schriftgelehrten unserer Tage das eigentliche punctum saliens bei der Frage nach dem wirklichen Jesus erkannten. Immer und immer wieder bestürmen sie den Blindgeborenen, den Christus geheilt hatte und auch seine Eltern mit Fragen, um so oder so die gewünschte Auskunft zu bekommen, daß die Heilung, das Wunder gar keines gewesen sei. Denn sie wissen sehr genau, was auf dem Spiele steht, nämlich die Frage, wer Jesus in Wirklichkeit ist!

Umgekehrt: wenn er nur ein wenn auch noch so begnadeter Mensch ist, dann ergibt es keinen Sinn, derart fundamentalistisch an ihn zu glauben, wie das der ungläubige Thomas tat, als er Christus mit den einfachen Worten anbetete: „mein Herr und mein Gott!“. Dann ist er nicht mehr der Stein des Anstoßes, sondern der Wegbereiter und das Ruhebett einer allumschlingenden, menschheitsverbrüdernden Versöhnung, in deren sanftem all-ökumenischen Dämmerlicht alle Konturen verschwimmen.

• An diese positiven wie negativen Zusammenhänge mußten wir denken, als wir jetzt den großangelegten, über mehrere Seiten laufenden Bericht der Kirchenzeitung für das Bistum Aachen (51. Jg. Nr. 9) lasen, in dem dieses repräsentative und vom Bistum herausgegebene Organ völlig unkritisch und kommentarlos, ja begeistert über ein Podiumsgespräch berichtet, zu dem die Kirchenzeitung die drei Vorsitzenden der Aachener Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, den katholischen Regionaldekan Dr. Anton Jansen, den evangelischen Superintendenten Hans-Jürgen Bath und den Landesrabbiner Abraham Hochwald eingeladen hatte, die hier unter der Leitung von Domkapitular Prälat Erich Strick diskutierten.

Um es gleich vorneweg zu sagen: Statur und Selbstbewußtsein in diesem Gespräch bewies nur der Landesrabbiner, der sich der penetranten Umarmungsstrategie der beiden christlichen Geistlichen erfolgreich widersetzte, indem er ebenso sachlich, würdevoll und unbeirrbar auf die unüberbrückbaren Unterschiede zwischen christlichem und jüdischem Glauben und Messias-Verständnis verwies. „Die Inkarnation Gottes in einem Menschen“, so Hochwald, „ist für uns eine unmögliche Vorstellung, die unserem Glauben diametral entgegengesetzt ist“. In diesem Sinne sei auch der Messias „keine göttliche Erscheinung“, sondern „ein Mensch, der von Gott inspiriert wird. Seine allererste Aufgabe ist nicht die Erlösung der Welt, sondern die Lösung des jüdischen Problems, also die endgültige Erlösung dieses Volkes und die Wiederherstellung seines ursprünglichen Status im Lande Israel“: alles Selbstverständlichkeiten für einen gläubigen Juden, die die Frage provozieren, zu welcher ökumenischen Übereinkunft solche Dialoge eigentlich dienen sollen.

• Doch für eine Epoche, in der die Orthodoxie immer mehr der Orthopraxie weichen muß, die ihrerseits von dem neuen, nunmehr alleinseigmachenden Glauben an die brüderliche Einheit des ganzen Menschengeschlechtes inspiriert ist und von jenem neuen Verständnis von „Kirche“, der in abgestufter Weise alle Menschen angehören, kann es solche Hindernisse nicht geben. Und deshalb beeilten sich die Vertreter der beiden christlichen Konfessionen, in brüderlicher Eintracht das Hindernis aus dem Weg zu räumen oder doch als kein Hindernis erscheinen zu lassen, das dem ökumenischen Brückenschlag zu den gläubigen Juden immer noch im Wege steht. „Es ist ja“, so der katholische Regionaldekan Jansen, „eindeutig, daß die jüdisch-christliche Theologie der Frühzeit . . . eine mehr griechisch-metaphysische Richtung genommen hat. Und zwar durch Vorstellungen, Formulierungen, Glaubenssätze, die in unser Glaubensgut hineingekommen sind, von denen ich meine, daß wir sie heute neu bedenken müssen, gerade auch auf dem Hintergrund dieser neu entdeckten Zusammengehörigkeit zwischen Juden und Christen. Ich glaube, daß wir uns ganz neu fragen müssen: Was heißt das denn für uns Christen – wenn ich es nicht griechisch oder aristotelisch, also in einer ziemlich abstrakten Sprache ausdrücken will – was heißt das: Jesus ist Gottes Sohn? Ist das schon einfach dadurch definiert, daß ich es tradiere? Müssen wir es uns nicht ganz neu fragen? Denn Gottes Sohn ist ein Begriff, der hier und da auch in der Hebräischen Bibel vorkommt. Sind nicht auch wir Söhne Gottes?“

Abgesehen von der Ungeheuerlichkeit, daß eine vom bischöflichen Stuhl herausgegebene Kirchenzeitung so etwas kommentarlos druckt und der moderierende Domkapitular es offenbar nicht für nötig befand, korrigierend einzugreifen, finden wir hier wie in einem Brennpunkt alle Klischees versammelt, von denen die Her-

ren Gebrauch machen, wenn sie eine Wahrheit vom Tisch haben, dies aber andererseits nicht offen sagen wollen, um Ärgernisse zu vermeiden.

• Zunächst wird der Eindruck erweckt, die betreffende Wahrheit sei griechisch-metaphysischer Herkunft und schon das ist heute vollauf hinreichend, um sie zu diskreditieren. Wird doch der innerkirchliche Dialog heute nicht mehr von Verständnis oder gar von Tiefsinn, sondern ganz im Gegenteil von Parolen regiert und hier ist die von der notwendigen „Enthellenisierung des Christentums“ immer noch eine der eingeschliffensten, die eben deshalb keiner mehr zu „hinterfragen“ wagt: auch wenn sie sonst alles hinterfragen!

Typischer und noch unerfreulicher ist die indirekte Art und Weise, mit der Dekan Jansen vorgeht. Er sagt es nicht direkt und doch ist es klar, daß in seinen Äußerungen die Gottheit Jesu zur Disposition steht. Er leugnet sie nicht: Gott bewahre! Er möchte sie nur neu „bedenken“, und zwar im Zusammenhang mit „Vorstellungen, Formulierungen, Glaubenssätzen, die in unser Glaubensgut hineingekommen sind“. Er sagt auch „Jesus ist Gottes Sohn“, aber will sich mit der griechischen oder aristotelischen, abstrakten Sprache, in der wir diesen Sachverhalt bisher „tradiert“ haben, nicht begnügen. Wobei es sein Geheimnis bleibt, was die Glaubenswahrheit, daß Jesus Christus wahrer Gott und wahrer Mensch ist, mit Aristoteles und der griechischen Metaphysik zu tun hat. Eher weist schon die Rede, das alles müsse heute neu bedacht werden, auf die höchst angreifbare These von der radikalen Geschichtlichkeit aller Wahrheit bei Heidegger und Gadamer hin, der Dekan Jansen offenbar den Vorzug vor der christlich-abendländischen Tradition gibt.

– Unerfreulich ist auch die gespielte Naivität, mit der er darauf hinweist, daß der Begriff der „Söhne Gottes“ hier und da schon in der Hebräischen Bibel oder im Alten Testament in einem weiteren Sinne vorkomme, in dem wir alle Söhne Gottes genannt werden können: so als habe man das bis dahin in der Kirche nicht gewußt und als sei dadurch auch nur im geringsten die Einzigartigkeit Christi als Gottes eingeborener Sohn berührt, die er selbst und das Neue Testament so unmißverständlich bezeugen! Nichts ist peinlicher im heutigen Schauspiel der kirchlichen Selbstzerfleischung und Zertrümmerung des Glaubens als diese salbungsvoll betuliche vorsichtig pastorale Attitüde, mit der hier die Grundwahrheiten des Glaubens zu neuem „Bedenken“ freigegeben werden, wobei jedermann ganz genau weiß, was damit gemeint ist: die Totalrevision, die der Preisgabe gleichkommt. Denn ein Regionaldekan sollte sehr genau wissen, daß solche Äußerungen Wasser auf die Mühlen der heutigen Glaubenskrise sind, aber um das zu begreifen braucht man schließlich kein Regionaldekan zu sein!

• Angesichts dieses blauäugigen Herumgeredes um den Stein des Anstoßes wirkt die hemdsärmelige Offenheit, mit der der evangelische Superintendent Bath wie mit einem Bulldozer die Gestalt Jesu entmythologisierte, um aus ihm einen ganz normalen Juden zu machen, nahezu erfrischend. Jesus, so der Superintendent, dem auch hier weder die Kirchenzeitung noch der moderierende Prälat widersprachen, „hat sich damals schon zu seiner Zeit dem Versuch widersetzt, daß man aus ihm ein göttliches Wesen machte. Und diese Texte, diese Strömung haben wir schlichtweg übersehen. Jesus hat an der Einzigkeit Gottes festgehalten, hat sich selber in keiner Weise als Mittler, als Messias wie auch immer verstanden“. Deshalb müssen wir, so Bath, in jener Unzweideutigkeit, mit der uns der liberale Protestantismus, den wir heute so leidenschaftlich umarmen, immer noch um eine Nasenlänge voraus ist, „das Verständnis von Jesus als Messias neu überdenken“. Wie bei so vielen vergleichbaren Äußerungen unserer Theologen fragt sich der erstaunte Leser auch hier, was die Herren eigentlich noch überdenken wollen, da aus dem Kontext doch klar hervorgeht, daß die zu bedenkenden Sachverhalte schon längst zum Abschluß freigegeben wurden!

Zum Schluß stellt sich die Frage, wie es möglich ist, daß dergleichen in der Kirche passiert, ohne daß die angesprochenen

Katholiken mit einem Aufschrei reagieren? Die Antwort muß lauten, daß inzwischen offenbar alles in der Kirche möglich ist, denn wenn selbst das – dieser ungenierte Umgang mit dem Gottmenschen – möglich ist, wo sollen dann noch Grenzen sein? Für den Zauberlehrling „Ökumenismus“ genannt gibt es jedenfalls solche Grenzen nicht. Er macht nur noch vor den „bösen Fundamentalisten“ halt, die nach wie vor ohne jedes „wenn“ und „aber“ an Christus als eingeborenen Sohn Gottes glauben.

Walter Hoeres

## Buchbesprechungen

*Max Schenk, Das Heilige Meßopfer. Theologische Überlegungen zur Eucharistielehre der Kirche, Christiana-Verlag Stein am Rhein 1995, 160 Seiten (Taschenbuch).*

Ein sehr gehaltvolles Büchlein, das insbesondere Priestern, aber darüberhinaus allen Gläubigen, die besser verstehen wollen, worin Opfern und Aufopfern in der Hl. Messe bestehen, mit innigem Nachdruck empfohlen sei. In schöner, konzentrierter Sprache, durch das Stilmittel der Briefform, bemüht es sich um Klärungen des theologischen Problems: Woran vollzieht sich im Opfergeschehen der heiligen Eucharistie die eigentliche Opferhandlung? Daß ein derartiges Bemühen angesichts der (Über-)betonung des Mahlcharakters, der Umfunktionierung des Priesters zum „Vorsteher der Gemeindeversammlung“, allgemeiner Entsakralisierung und oft unmerklicher ideologischer Umpolung von großer Bedeutung ist, liegt auf der Hand. Die sorgfältig gegliederten Überlegungen werden durch weiterführende Besinnungsfragen vertieft, münden in Begriffserklärungen und Definitionen, werden aufgegriffen in seelsorglichen und spirituellen Anregungen (ein Merkblatt zum rechten Kommunionempfang, 2 Predigten, die Fronleichnamsssequenz lateinisch und deutsch). Wer unter Oberflächlichkeit, Uninformiertheit (auch bei „Kommunionmüttern“), Unwürdigkeiten leidet, bediene sich des Büchleins, das manche Überraschung enthält, zum Nachdenken und zur Glaubens-Stärkung.

Johannes Bökmann

*Lejeune, René: Wie Gold geläutert im Feuer. Karl Leisner (1915–1945). Parvis-Verlag: Hauteville 1991. 303 S.; 20 cm; ÖS 195,–*

Der Autor R. Lejeune hat mit Hilfe der Tagebücher Karl Leisners eine genaue Biographie erarbeitet, in der er die Entwicklung einer Berufung zum Priestertum einfühlsam nachzeichnet, die ihren Höhepunkt im Konzentrationslager Dachau erlangt. Pädagogisch hochbegabt, ringt Karl Leisner schon von frühester Jugend an um ein tugendhaftes Leben, das sich im Alltag bewähren will. Die Mitfeier der Liturgie, Gebet, Sakramentenempfang und eine tiefe Beziehung zu Maria werden ihm zur Kraftquelle, besonders in den bittersten Stunden seines Lebens. Als Diözesanjugendführer begeistert er die Jugendlichen für Christus. Als Diakon wird ihm durch die Deportation nach Dachau die äußere Freiheit geraubt, seine Persönlichkeit aber beeindruckt auch hier viele Menschen. Frohsinn, Hilfsbereitschaft und ein unerschütterlicher Glaube an die Liebe Gottes prägen seine letzten Jahre. Im KZ wird Leisner 1944 geheim zum Priester geweiht, ein einmaliges und ökumenisches Ereignis in der Geschichte des Lagers. Im August 1945 stirbt Karl Leisner, „geläutert wie Gold im Feuer“. Im Juni wird Papst Johannes Paul II. Leisner in Berlin seligsprechen. Das vorliegende Buch beeindruckt durch das gut dokumentierte Lebensbild einer hervorragenden christlichen Persönlichkeit und vor allem durch die Darlegung der Größe und des Anspruches göttlicher Berufung zum Priestertum.

Sr. Dr. Clara Verena Gerhardt P.I.J. (idu)

## Bernhard Lichtenberg

Am 5. November 1993 jährte sich zum 50. Male der Todestag des Dompropstes Bernhard Lichtenberg.

Noch in diesem Jahr wird seine Seligsprechung durch den Papst in Berlin erfolgen, deren Verfahren auch von evangelischen Theologen unterstützt wird. Wer war dieser Bernhard Lichtenberg, der den Machthabern des „Dritten Reiches“ unerschrocken entgegentrat und weit über Deutschland hinaus Aufmerksamkeit und Bewunderung erfuhr?

• Als Sohn der Kaufmannsfamilie Lichtenberg wird er am 3.12.1875 in Ohlau geboren. Sein Elternhaus steht Ring 11 zwischen der Mälzerstraße und Jawiersch, wo die Lichtenbergs ein Kolonialwarengeschäft betrieben. Er hat 2 Brüder, die später als Lehrer und Rechtsanwalt tätig werden.

Seine Geburt fällt mitten in die Zeit des „Kulturkampfes“, da Bismarck die katholische Kirche durch Gesetze und Verordnungen, den „Kanzelparagraphen“, das „Brotkorb-“ und „Verbannungsgesetz“ in der Ausübung ihrer Rechte und Aufgaben in unerträglicher Weise beschneidet. Als ein junger Priester in dieser Zeit in Ohlau vom Altar weg verhaftet wird, sind es der Vater Lichtenberg und mein Großvater, die ihn quer über den Ring bis ins Gefängnis begleiten. -

Am 21. Juni 1899 wird Bernhard Lichtenberg durch Kardinal Kopp im Dom zu Breslau zum Priester geweiht. In der Ohlauer Pfarrkirche feiert er sein erstes hl. Meßopfer. Der Primizprediger, jener priesterliche Freund der Familie Lichtenberg, weiß wovon er in dieser Zeit spricht, wenn seine Predigt unter dem Leitwort steht: „Ein Priester bleibt Priester, und wäre er in Ketten und Banden“. - So scheint dem jungen Geistlichen eine wache, unbeugsame Haltung gegenüber ungerechten Herrschaftsansprüchen des Staates mit auf den Weg gegeben.

• Nach einem ersten Kaplansjahr in Neiße, dem „schlesischen Rom“, beruft ihn Kardinal Kopp in die Seelsorge nach Berlin. Berlin befindet sich zu dieser Zeit in einer stürmischen Entwicklung. Das gesamte Gebiet der heutigen Diözese Berlin gehört zu dieser Zeit zur Erzdiözese Breslau, nach Paris die zweitgrößte Diözese Europas. Die Aufgaben der Seelsorge in dieser Riesenstadt mit ihren gewaltigen sozialen Problemen sind für den jungen Priester eine große Herausforderung. Es ist in jeder Hinsicht Pionierarbeit, und so findet er sich bald in der Rolle eines Bauherrn und Bettlers wieder. In den rasch wachsenden Außenbezirken Berlins entstehen neue Gemeinden. Auch Clemens August Graf von Galen, der später als Bischof „Löwe von Münster“ genannt werden wird, arbeitet zu dieser Zeit in der Seelsorge Berlins.

• Von 1920 bis 1933 ist er Berliner Stadtverordneter des Zentrums. Nach vielfältigen Aufgaben in der Seelsorge Berlins übernimmt er, ein Jahr vor Hitlers „Machtergreifung“, als Pfarrer die wichtigste Kirche der 1930 neugegründeten Diözese Berlins, die *St. Hedwigs-Kathedrale*, deren Dompropst er 1938 werden wird.

Bereits 1935 protestiert er bei Göring gegen unmenschliche Zustände in Konzentrationslagern. Er muß Hausdurchsuchungen über sich ergehen lassen.

Seit der „Reichskristallnacht“ im November 1938, in der im ganzen Lande jüdische Synagogen, Geschäfte und Unternehmungen brutal zerstört werden, betet der Dompropst in der Hedwigskathedrale, nur tausend Meter von der Reichskanzlei Hitlers entfernt, jeden Abend öffentlich mit lauter Stimme für die verfolgten Juden. Lichtenbergs Vorbilder sind dabei der evangelische „Pfarrernotbund“, der mit dem Namen Dietrich Bonhoeffer verbunden ist, und Clemens August Graf von Galen, Bischof von Münster. Nachts vervielfältigt er später im Luftschutzkeller die mutigen Briefe und Predigten des Bischofs von Münster, in denen dieser die systematische Tötung körperlich und geistig Behinderter als Verbrechen anklagt. Und er läßt sie durch Boten allen Berliner Pfarreien zustellen. In diesem Sinne schreibt er protestierend am 28. August 1941

an den Reichsärztführer Conti und sendet Kopien davon an die Reichsministerien und an die Gestapo.

• Mit einer Hausdurchsuchung erfolgt am 23. Oktober 1941 seine Verhaftung. Im ersten 13-stündigen Verhör bekennt sich Lichtenberg zu allem, was er gesagt und aus Überzeugung getan hat. Er bietet sich sogar an, mit den deportierten Juden ins Ghetto zu gehen. Was den Juden danach weithin angetan werden sollte, ist ihm zu dieser Zeit noch nicht bekannt.

Als Bernhard Lichtenberg bei Verhören der Gestapo aufgefordert wird, sich der üblichen Sprachregelung zu bedienen, sagt er in unmißverständlicher Klarheit: „Ich habe nur einen Führer, JESUS CHRISTUS“. - Hier liegt der Schlüssel seiner Fähigkeit, klar und früher als viele im Lande das heraufziehende Unheil für unser Volk und Europa zu sehen und unbeirrt nach seinem Gewissen zu handeln. Seine Antworten in den Verhören sind glasklar, unerschrocken und verblüffen durch ihre klugen Analysen des herrschenden Systems. Gegründet auf seinem gelebten Christusglauben spricht aus ihnen sein unbestechliches Gewissen, bereit, alle Konsequenzen auf sich zu nehmen.

Zur Zeit seiner Verhaftung leidet Lichtenberg bereits an einer schweren Nierenbeckenvereiterung. Am 22. Mai erfolgt schließlich, unter Anrechnung der Untersuchungshaft, seine Verurteilung zu 2 Jahren Haft wegen „Kanzelmißbrauchs“ und wegen Vergehens gegen das „Heimtücke-Gesetz“.

• Der Gefängnisalltag ist hart und zielt auf seine physische Vernichtung. Infolge völlig unzureichender Ernährung und entwürdigender Schikanen verschlechtert sich sein Gesundheitszustand zusehends. Innerhalb von 14 Monaten der Haft verliert er bereits 66 Pfund an Körpergewicht. Auch bekommt er weder die vom Arzt befürwortete Nierenkost noch 2 Tassen Milch täglich.

Nach einer erneuten Entlassung aus dem Gefängnis-Lazarett gibt es auch Momente der Hoffnung. Am 5. Juni 1943 schreibt er in einem Brief: „Bald komme ich heraus, und dann fahre ich erst einmal nach Schlesien, um mich zu erholen“.

Im Juli 1943 signalisiert das Strafgefängnis Tegel an die Gestapo, daß der Strafgefangene Lichtenberg voraussichtlich am 22. Oktober 1943 zur Entlassung kommen werde. Es wird „Rücksiestierung“ bei Entlassung vereinbart, d. h. Übergabe an die Gestapo zur Überführung in ein Konzentrationslager.

Am 20. September 1943 meldet der Anstaltsarzt Lichtenberg als schwerkrank und bittet darum, die Angehörigen zu benachrichtigen. In seinem letzten Brief aus dem Gefängnis schreibt er am 27. September 1943: „Lebensmut habe ich noch für 20 Jahre...“ Im Bewußtsein seiner körperlichen Schwäche wird es aber in allem, was er schreibt, ein Abschiedsbrief. Doch weiß er sich in aller Not geborgen und sicher in Gottes Hand.

• Am 23. Oktober 1943 erfolgt seine Entlassung aus dem Strafgefängnis Tegel und Übergabe an die Gestapo. Zusammen mit vielen anderen wird der „Schubgefangene“ Lichtenberg in Richtung Dachau „in Marsch gesetzt“.

Unterwegs wird er am 4. November schwerkrank mit 40 Grad Fieber in ein Krankenhaus in Hof eingeliefert. Hier wird er liebevoll von Diakonissen umsorgt. Sie rufen zu dem Schwerkranken noch einen katholischen Pfarrer, der ihm letzten Beistand leistet. Am 5. November 1943 verstirbt Bernhard Lichtenberg in der Obhut der Diakonissen.

Tausende Berliner nehmen Anteil, als Lichtenberg am 16. November 1943 nach „43-jähriger Tätigkeit in der Reichshauptstadt“ zu Grabe getragen wird.

Dompropst Bernhard Lichtenberg, unerschrockener Rufer in chaotischer Zeit, starb als Anwalt und Zeuge für ein besseres Deutschland. Er bleibt einer der Großen in der Kirche und Gesellschaft.

**Wolfgang Kuppe**

Aus: *Heimatsbrief der Katholiken aus dem Erzbistum Breslau, Hrsg. von deren Apostolischen Visitator, 22. Jahrg. Nr. 2 (April 1955). Mit Erlaubnis des Autors.*